Der alte Hauptmann.

Erster Band.

Der alte Hauptmann.

Roman in drei Bänden

vom

Verfasser der „neuen deutschen Zeitbilder.“

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1859.

Erstes Kapitel.

Ein Abenteuer im Ardey.

In der zweiten Hälfte des Monats Juni in einem der ersten Jahre, welche auf das Jahr 1815 folgten, stieg ein einsamer Fußwanderer die Chausse hinan, die von dem Städtchen Unna in das Ardeygebirge hinein, und durch dieses weiter über Hagen und Schwelm in das Bergische Land und nach dem Rheine führt.

Es war ein junger Mann; auf den ersten Anblick hätte man ihn für einen Studenten halten können. Er trug einen kurzen Rock, eine leichte Mütze, ein hübsches, nicht zu schweres Ränzchen, und einen Stock, der einem Ziegenhainer glich. Dennoch schien er nach manchem Anderen wieder eben nicht ein Musensohn zu sein. Er gehörte nicht mehr ganz dem jugendlichen Alter des deutschen Studenten an; er konnte schon fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen. Ein ruhiges, tiefernstes Wesen, ein nachdenkliches, beinahe sorgenvolles, blasses Gesicht, ein fast melancholischer Blick

zeigten wahrlich nicht jenen munteren, sorgenfreien Sinn eines Musensohnes, der die Welt mit dem Gedanken durchzieht, sie sei eigentlich nur für ihn da, und dennoch sei Alles, was er da sehe und was nur für ihn da sei, im Grunde nur ein jämmerlicher Quark gegen das freie und lustige edle Studentenleben.

Es war schon später Nachmittag. Die Sonne brannte aber noch sehr heiß, mit jener Hitze, die ein abkühlendes Gewitter fordert und anzeigt.

Der Wanderer stieg in der Hitze langsam den Berg hinan. Noch mehr hemmte die schöne Aussicht seine Schritte. Rechts schaute er von der Höhe, die er mehr und mehr gewann, in eine unabsehbar sich ausdehnende Ebene, in jenen fruchtbarsten Theil Westfalens, welcher der Hellweg genannt wird. Er sah über hochwogende Kornfelder hinweg, über große Bauernhöfe, über ansehnliche Kirchdörfer, über hohe, dunkle Eichen- und Buchenwaldungen. Mitten in dem allen und hinten am Horizonte tauchten manchmal in dichten Gruppen die Thürme der alten westfälischen Städte Werl, Soest, Dortmund, Hamm empor. Links sah er in das reizende, beinahe nicht minder fruchtbare Ruhrthal hinein, und jenseits desselben auf die hohen Kuppen der Sauerländischen Berge mit ihren schweren Laubwäldern und den daraus hervorstarrenden oder darüber hinwegragenden ungeheuren Felsen. Wenn er sich umwendete, lagen in der Tiefe unter

ihm die Straßen von Unna und die Promenaden des unweit davon gelegenen freundlichen Soolbades. Vor ihm führte die Chaussee immer höher und höher in das rauhe, finstere Ardeygebirge.

Er befand sich bald mitten zwischen den Felsen und der Waldung dieses Gebirges. Die Chaussee zog sich wie ein schmaler, weißer Faden hindurch. Von irgend einer Aussicht war keine Spur mehr. Zu beiden Seiten, vor und hinter sich, hatte er nur Fels und Wald, undurchdringlich dicht und dunkel. Die hohen Eichen, Buchen und Fichten — auf dem hohen Gebirge fanden sich auch diese letzteren — bogen sich manchmal zu beiden Seiten der Chaussee so dicht aneinander, daß er nicht einmal den Himmel über sich sehen konnte.

Die Sonne fand hier kein Plätzchen Erdboden, das sie hätte bescheinen können. Dennoch war auch hier jene Schwüle, die ein Gewitter ankündigt.

Auch die tiefe Stille, die in Berg und Wald herrschte, schien es anzukündigen. Kein Blatt der belaubten Bäume bewegte sich; in den Fichtennadeln hörte man nicht das leiseste Schwirren und über das Moos unter den Bäumen glitt nicht das leiseste Lüftchen.

In der stillen Natur war auch kein anderes Leben laut; keine menschliche Stimme, kein Wagen, keine Holzaxt im Walde, kein Vogel in den Bäumen. Es

war, als wenn alles Leben in der Ebene zurückgeblieben sei, dieses rauhe, wilde, finstere Gebirge sorgsam, beinahe ängstlich gemieden habe.

Der Wanderer ging weiter in Stille und Einsamkeit hinein. Er ging langsam, sorglos hinein. Sie schienen gar ihm wohlzuthun. Er setzte manchmal sich auf einen Chausseestein, oder auf den Rasen des Chausseegrabens, und es schien ihm doppelt wohlzuthun, wenn mit dem Aufhören seiner eigenen Bewegung in der einsamen hohen Waldung nun nichts mehr als die tiefste Stille herrschte, wenn er nichts anderes hörte, als das Klopfen seines Herzens, zu dem das Bergsteigen das Blut rascher und voller hingedrängt hatte.

So hatte er nicht bemerkt, daß der Abend herangekommen war. Eine Dunkelheit, die plötzlich einzubrechen schien, machte ihn aufmerksam. Er sah nach den Kronen der Bäume hinauf. Die Sonne beleuchtete sie nicht mehr. Dagegen stieg der Saum einer tiefdunklen Wolke über ihnen empor. Das Gewitter nahte. Eine zweite, schwärzere Wolke folgte rasch. War das Gewitter schon da?

Der junge Wanderer sprang auf. Er setzte seinen Weg schneller fort. Es wurde dunkler um ihn. In der Ferne, seitab, hörte er schon das Rollen des Donners. Es schien aus der Tiefe herzukommen; das Gewitter war also noch im Hellwege, noch nicht im

Gebirge. Aber es nahte mit immer wachsender Schnelle. Die Donnerschläge kamen näher, sie fielen höher, schon auf dem Berge. Der Wald wurde schwärzer, die Chaussee dunkler; Blitze erleuchteten die Dunkelheit.

Der junge Mann beschleunigte seine Schritte noch mehr. Er sah sich zu den Seiten des Weges um, ob er nicht irgend eine menschliche Wohnung entdecke, in der er Schutz gegen das heranziehende Gewitter in dem fremden, einsamen Walde finden könne. Er spähete den Weg entlang, ob dieser ihn nicht bald in eine bewohnte Gegend führen werde.

„Die Stadt Dortmund erreiche ich wol nicht mehr," sagte er im Gehen zu sich. „Aber wenn ich die Leute in Unna recht verstanden habe, so muß ich bald an ein Chausseehaus kommen, und dicht dabei muß das große Wirthshaus an der Querstraße von Dortmund nach Westhofen liegen!"

Er schritt rüstig weiter.

Das Gewitter war rasch herangekommen. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Jeder Schlag kam näher. Die Finsterniß wurde dichter.

Der Reisende ging bald nur noch in undurchdringlicher Nacht. Die Blitze, die über die Chaussee fuhren, waren die einzige Helle.

Bald begann auch der Sturm in dem Walde zu heulen. Aus den Wolken löste sich der Regen.

Aber zu dem einsamen Wanderer gesellte sich nichts

Anderes, als Blitz, Donner, Regen, Sturm und Nacht. Kein anderer Laut, kein anderes Licht, wie sehnsüchtig er auch danach horchte und schaute.

Er mußte langsamer gehen; er konnte in der Finsterniß sich nur voranfühlen. Die Blitze blendeten mehr, als sie leuchteten.

Wollte kein Haus, keine Hütte, kein Dach sich zeigen, um dem einsamen Wanderer Schutz zu bieten?

Endlich sah er ein Licht vor sich. Er ging darauf zu. Er kam ihm näher. Es war ein einzelnes Licht, zu ebener Erde, rechts von der Chaussee, etwa dreißig bis vierzig Schritte von dieser entfernt.

Ein heller Blitzstrahl zeigte ihm einige Balken, die, ohne Geländer, eine Art von Brücke über den Chausseegraben bildeten. Er überschritt sie. Ein zweiter Blitzstrahl ließ ihn die Umrisse eines nicht großen und nicht hohen Hauses erkennen, das dicht an dem Walde zu stehen schien. Er begab sich darauf zu. Er mußte sich hinfühlen, wie es ihm vorkam, auf einem etwas unebenen Fußpfade, an einem Zaune entlang, an dessen trockene Reiser er in der Dunkelheit manchmal anstieß.

Er erreichte das Haus. Auf das Licht konnte er nicht zuschreiten, ein Zaun trennte ihn von demselben; es war wohl an der Seite des Hauses. Der Zaun ließ ihm nur einen Weg nach links. Er tappte hier an einer Mauer, um eine Thür zu finden. Er fand

eine, in der Thüre einen Knebel. Er wollte ihn umdrehen und die Thüre öffnen.

Ein wildes, wüstes Hundegebell ließ ihn unwillkürlich zurückweichen. Nicht weniger als vier bis fünf große Hunde mußten es sein, die unmittelbar auf der andern Seite der Thüre plötzlich das Gebell und Geheul erhoben und gegen die Thüre stießen und kratzten, um über den unberufenen Störer ihrer Ruhe herzufallen.

Wo war der Wanderer?

Ein Blitz zeigte ihm, daß er vor einem kleinen Anbau an dem Hause stand, wahrscheinlich an einem Hundestalle. Die Wahrnehmung beantwortete die Frage noch nicht.

Der Blitz hatte ihm zugleich eine Thüre in dem Hause gezeigt. Er nahte sich ihr. Er suchte nach einem Klopfer, nach einem Drücker, einer Klinke, oder einem ähnlichen Gegenstande, um ein Oeffnen der Thüre zu bewirken.

Die Hunde fuhren fort, wie rasend zu heulen.

Auf einmal wurde die Thüre von innen geöffnet. Sie war eine sogenannte Klappthüre, wie man sie auf dem Lande in Westfalen gewöhnlich findet: horizontal getheilt in eine untere und obere Hälfte, die jede für sich besonders geöffnet werden können.

Die obere Hälfte ward geöffnet. In der Oeff-

nung zeigte sich eine Frau, eine Lampe in der Hand. Es war eine große, starke Frau, nicht mehr jung.

Die Hunde heulten und tobten wüthender, als die Thüre sich öffnete.

„Kann ich hier Aufnahme gegen das Gewitter finden?" fragte der Reisende die Frau.

Die Frau rief mit lauter Stimme den Hunden zu: „Still da."

Es war eine kräftige, fast männliche Stimme. Sie übertönte den Sturm, der durch den Wald brauste.

Die Hunde gehorchten augenblicklich. Man hörte keinen Laut mehr von ihnen. Sie mußten an strengen Gehorsam gewöhnt sein.

Die Frau hielt die Hand vor die Lampe, damit der Sturm sie nicht auslösche. Den Schein des Lichtes ließ sie auf den Fremden fallen. Sie betrachtete ihn aufmerksam.

Der junge Mann wiederholte seine Frage. Nur gegen das Gewitter, sagte er.

„Aufnahme wollen Sie hier?" erwiderte die Frau.

„Ich bitte darum."

„Sind Sie allein?"

„Ganz allein."

„Woher kommen Sie?"

„Von Unna. Ich wollt eheute noch bis Dortmund."

„So spät? Durch den Ardey?"

„Das Gewitter überraschte mich."

„Sie sind aus der Gegend?"

„Ich bin fremd hier. Ich mache eine Fußreise durch die Gegend. Weisen Sie mich in dem Wetter nicht zurück. Ich werde Ihnen die Aufnahme gern vergüten."

Die Frau antwortete ihm nicht. Sie hatte ihn mißtrauisch angesehen. Ihr Mißtrauen schien nach und nach zu schwinden. Doch zögerte sie noch. Sie schien über etwas Anderes nachzusinnen. Zuletzt öffnete sie auch den unteren Theil der Thüre.

„Auf eine halbe Stunde denn!" sagte sie. „Bis dahin wird das Gewitter vorüber sein."

Der junge Mann trat in das Haus.

Die Frau schloß sorgfältig die Thüre wieder zu.

Der junge Mann sah sich in einer geräumigen Küche, an der sich mehrere Thüren befanden. Aehnlich sind auch die meisten Bauernhäuser in Westfalen eingerichtet.

Die Frau führte ihn zu einer der Thüren nach hinten, rechts. Er trat mit ihr in eine Stube.

Es war ein mehr kleines als großes Gemach, einfach geweißt, auch einfach möblirt.

Wo war der Reisende? Er konnte sich die Frage noch immer nicht beantworten.

Die Lage der Küche, die einfache, aber von Wohlhabenheit zeugende Einrichtung der Stube ließen ihn vermuthen, daß er sich in einem gewöhnlichen west-

fälischen Bauernhause befinde. Aber dagegen sprach, daß die Blitze ihm nur ein kleines niedriges Haus gezeigt hatten; daß er kein Heck, keinen großen Hof, keinen „Busch“ vor dem Hause passirt, sondern nur, wie gleichfalls die Blitze ihm gezeigt hatten, an einem kleinen Garten und dessen niedrigem Zaun vorübergekommen war.

Für ein ärmliches Kötterhaus war dagegen Alles wieder zu groß und zu wohlhabend: die angestrichenen Tische in der Stube, die Rohrstühle, ein paar Schränke, selbst eine Commode, mit einer Serviette von weißer Leinwand bedeckt und einem Spiegel darüber.

Er konnte sich in einer Förster- oder Jägerwohnung glauben. Das ließen auch die heulenden großen Hunde in dem Anbau annehmen. Allein dagegen sprach wieder das Fehlen irgend eines Jagd- oder Forstgeräthes.

Bei einem Wilddiebe, der seine Jagdgeräthschaften allerdings verbergen mußte, hätte es schwerlich so wohlhabend und ordentlich ausgesehen.

Auch die Bewohner des Hauses gaben dem Fremden keinen näheren Aufschluß. Er sah nur zwei Frauen, jene, die ihn hineingeführt hatte, und eine, die bei seinem Eintreten schon in der Stube war. Er betrachtete beide aufmerksamer.

Die Erste, groß, kräftig gebaut, hatte auch starke, beinahe harte, verschlossene, aber kluge Gesichtszüge.

Sie hatte gleich nach ihrer Rückkehr in die Stube eine Näharbeit wieder aufgenommen, in der sie wol durch die Ankunft des Fremden war unterbrochen worden. Sie beschäftigte sich eifrig mit dieser, ohne sich um etwas Anderes zu bekümmern, weder um den Fremden, noch um das forttobende Gewitter.

Die Zweite, dem Anscheine nach älter als die Erste, war zarter gebaut, und hatte ein feines, etwas blasses und kränkliches Gesicht, das ehemals schön gewesen zu sein schien. Sie saß, als der Reisende eintrat, an einem Tische, auf dem eine Lampe brannte, und las sehr angelegentlich in einem Buche; der schwarze Einband und die großen Lettern verriethen eine Bibel oder ein Gebetbuch. Sie betete wol nach alter frommer Sitte während des Gewitters. Sie hatte dem Eintretenden nur einen flüchtigen Blick zugeworfen und dann von ihrem Buche nicht wieder aufgesehen.

Beide Frauen trugen eine halb bäuerliche, halb städtische Kleidung.

Der junge Mann hatte auf einen Wink der zuerst genannten jüngeren der beiden Frauen sich auf einer Bank niedergelassen und sein Ränzel neben sich gelegt. Er wischte sich den Regen aus dem Gesichte, und wie beide Frauen emsig beschäftigt waren, nicht auf ihn achteten und ihn nicht anredeten, so schien auch er kein Gespräch mit ihnen anfangen zu wollen. Er blickte durch das Fenster, an dem er saß, in die Nacht

und in das Unwetter hinein, das draußen noch immer wüthete. Von Zeit zu Zeit sah er nach seiner Uhr.

Die halbe Stunde war beinahe verflossen. Das Gewitter ließ noch immer nicht nach. Es schien noch nicht einmal den höchsten Grad seiner Wuth erreicht zu haben. Der Reisende mußte Gewißheit haben, ob er noch bleiben dürfe.

„Frau, es ist nun neun Uhr Abends. Ich habe seit drei Uhr nichts genossen. Können Sie mir etwas Milch und ein Stückchen Brod geben?"

Er stand auf und legte einen Thaler auf den Tisch, in die Nähe der jüngeren Frau.

Die Frau wurde auf einmal unruhig. Sie sah auf das Geld, sie sah nach dem Fenster, vor welchem draußen das Unwetter tobte. Sie antwortete nicht. Nach einigen Augenblicken stand sie zögernd auf, um zu einem Wandschrank zu gehen. Auf dem Wege blieb sie stehen. Es war, als wenn sie plötzlich etwas gehört habe. Sie horchte nach dem Fenster hin. Sie mußte wirklich etwas gehört haben. Sie kehrte um.

„Nehmen Sie Ihr Geld zurück," sagte sie rasch. „Sie müssen fort."

„Sie wollen mich in das Wetter hinausstoßen, Frau?"

„Sie können nicht bleiben."

Der Reisende schien ebenfalls nicht von vielen Wor=

ten zu sein. Er hob sein Ränzel auf. Das Geld auf dem Tische ließ er liegen.

Die Frau hatte sich unterdeß besonnen. Sie hatte nach dem Fenster geblickt und gehorcht. Sie hatte nichts gewahrt.

„Ich hätte noch eine Kammer,“ sagte sie. „Sie könnten dort bleiben, auch die Nacht über, denn das Gewitter wird gewiß vor Mitternacht nicht aufhören. Aber es ist nichts als Heu in der Kammer.“

„Ich werde damit zufrieden sein.“

„Folgen Sie mir.“

Aber auf einmal sprang heftig die ältere Frau auf. Sie hatte schon, als der junge Mann das Gespräch begann, von ihrem Buche aufgehorcht. Es war, als wenn erst der Ton seiner Stimme sie aufmerksam gemacht, als wenn sie den Fremden vorher gar nicht gesehen hätte. Ihr Gesicht belebte, röthete sich; ihre Augen hefteten sich fest auf ihn, mit einem sonderbaren, wilden und doch starren Blicke. Es schien der Blick einer Irren zu sein.

„Er muß fort!“ rief sie, als sie plötzlich aufgesprungen war; sie rief es heftig, zuckend, eigensinnig. Auch der Ton einer Irren schien es zu sein.

Die jüngere Frau stand wieder unschlüssig.

„Was sinnst Du?“ rief jene. „Weißt Du nicht, daß heute Nacht —“

„Schwägerin!“ fuhr die Andere drohend in die Worte der Irren.

„Aber fort muß er,“ sagte diese eigensinnig.

„Gut denn. Kommen Sie, Herr.“

Der Fremde nahm seine Sachen und verließ mit der jüngeren Frau die Stube.

„Ich führe Sie nur zum Scheine,“ sagte diese in der Küche zu ihm.

Sie ging zu der Hausthüre und horchte dort ein paar Augenblicke, dann öffnete sie die Thüre und verschloß sie sogleich wieder. Sie kehrte zu dem jungen Manne zurück.

„Kommen Sie leise. Sprechen Sie kein Wort.“

Sie führte ihn zu der linken Seite der Küche, gerade gegenüber der Stube, aus der sie gekommen waren, und öffnete dort eine Thüre, Alles leise, kaum hörbar.

„Hier treten Sie ein, Sie können die Nacht dableiben; aber halten Sie sich ruhig, was Sie auch hören mögen. Verrathen Sie um Gottes willen nicht, daß Sie da sind; wenn es mir möglich ist, besorge ich Ihnen Milch und Brod.“

Sie verließ den jungen Mann und machte die Thüre hinter ihm zu. Er hörte sie in die Wohnstube zurückkehren.

Der Fremde war in einen stockdunklen Raum getreten. Blitze erleuchteten diesen bald; sie drangen durch ein einziges schmales Fenster und beleuchteten

ein enges Kämmerchen, in dem nichts war, als in einer Ecke ein Haufen Heu.

Der Reisende legte sich auf das Heu, wohl um desto ruhiger über seine Lage nachzudenken. Sie gab allerdings Stoff zum Nachdenken.

Er befand sich in einem der wildesten, rauhesten, einsamsten Gebirge Westfalens. Zwar in der unmittelbarsten Nähe einer Chaussee, aber diese, schon im Jahre 1803 von der preußischen Regierung zuerst angelegt, noch unter Napoleon ausgebaut und vollendet, hatte, durch Anlegung neuer, bequemerer Parallelstraßen, schon längst aufgehört, eine Hauptverbindungsstraße des nordwestlichen mit dem östlichen und südlichen Deutschland zu sein. Sie wurde nur noch meist von Kohlenfuhrwerken, Kärrnern und wenigen Posten befahren. In der Nacht ruhten diese; in einer solchen Gewitternacht war an gar keine Passage durch das wilde Gebirge zu denken. Einer menschlichen Wohnung war der Reisende seit Unna nicht begegnet; ob auf der anderen Seite eine in der Nähe war, wußte er nicht. Es war kaum glaublich, da die Frau, die ihn offenbar ungern eingelassen und behalten hatte, ihm unzweifelhaft davon gesagt haben würde; er war also allein in dieser Wildniß, in diesem Hause. Zwar hatte er nur zwei Frauen gesehen, aber diese konnten in der wilden, einsamen Gegend unmöglich allein, ohne männlichen Schutz wohnen. Sie hatten auch Jemand er=

wartet, und wer war dieser? Sie hatten ihn ängstlich erwartet. Die ältere hatte es verrathen wollen; mit welchem Schrecken war die andere ihr in die Rede gefallen! Das Alles war unheimlich. Unheimlich war schon die Nähe der Irren in diesem einsamen Waldgebirge, in dem furchtbaren nächtlichen Gewitter. Auch dem Fremden hatte die Störung ihres geistigen Lebens nicht entgehen können und sie sollte ihm bald noch klarer werden.

Er ließ seine Uhr repetiren; sie schlug neun Uhr.

Er hatte noch nicht lange auf dem Heu gelegen, als er die Thüre der Wohnstube sich öffnen hörte. Gleich darauf nahten sich langsame Schritte seiner Kammer; langsam, aber nicht leise. Die Thüre der Kammer wurde geöffnet.

„Ich bringe Ihnen zu essen," sagte in der Dunkelheit eine Frauenstimme. Es war die Stimme der älteren Frau, der Irren.

Die Frau ging zu dem Fenster und stellte dort etwas auf die Fensterbank.

Der junge Mann suchte ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Was bringen Sie mir, liebe Frau?"

„Was Sie gewünscht hatten; ein Glas Milch und Brod, auch etwas Käse."

Die Frau sprach ruhig, ohne alles Zeichen einer Geistesstörung.

Der junge Mann stutzte und fuhr dann fort: „Wie heißt die Gegend hier?"

„Es ist hier der Ardey."

„Wie weit ist Dortmund von hier?"

„Ungefähr anderthalb Stunden."

„Liegt nicht in der Nähe ein Chausseehaus?"

„Es ist eine starke Viertelstunde von hier."

Die Frau antwortete immer ruhig, vernünftig, in einem gutmüthigen und höflichen Tone.

„Wem gehört dieses Haus?" fragte er weiter.

„Das weiß ich nicht, Herr.

„Das wissen Sie nicht?"

„Nein."

„Sind Sie selber fremd hier?"

„Fremd? Das weiß ich nicht."

Die Stimme der Frau war aufgeregter geworden; hatte der junge Mann den wunden Fleck ihres Innern getroffen? Er ging zu einem anderen Gegenstande über.

„Sie wollten vorhin nicht zugeben, daß ich im Hause bleibe, und dennoch bringen Sie selbst mir jetzt das Essen."

„Ja."

„Warum haben Sie sich anders besonnen?"

„Meine Schwägerin —"

Sie brach plötzlich ab.

„Nun?"

„Ich darf es Ihnen nicht sagen."

„Ist es Ihnen verboten?“

„Ja.“

„Von Ihrer Schwägerin?“

„Von meiner Schwägerin? Sie ist meine Schwägerin nicht.“

„Sie nannten sie doch so.“

„Ja, ja. Aber weiß ich denn, wer ich bin?“

„Wie? Das wüßten Sie nicht?“

„Wie kann ich das wissen? Ach, das ist eine recht traurige Geschichte. Ich bin eine ganz andere. Das kam so auf einmal. Als ich zwanzig Jahre alt war — nein, es waren schon zweiundzwanzig — da, in einer Nacht — es war ein schändliches Verbrechen.“

Sie wurde unterbrochen. Sie hatte laut, in einem zuckenden, schreienden Tone geredet, in offenem, unzweifelhaftem Irrsinn.

Die andere Frau erschien in der Thüre.

„Schwägerin!“ rief sie wieder drohend.

Das Wort brachte die Wahnsinnige wieder zum Schweigen.

Beide Frauen verließen die Kammer. Der Reisende hörte sie in die Wohnstube zurückkehren.

Er verzehrte das einfache Abendbrod, das man ihm gebracht hatte.

Dann legte er sich wieder auf das Heu.

Er schien auch bald über seine Lage nicht mehr

nachzudenken. Furcht oder auch nur Unruhe hatte sie ihm wohl gar nicht eingeflößt.

Er sah noch eine Weile in die Blitze, die durch das enge Fenster des Kämmerchens zuckten. Er horchte noch dem Krachen und Rollen des Donners, dem Heulen des Sturmes durch den nahen Wald. Das Gewitter war noch immer in seiner vollen Wuth.

Dann stand er auf, um von innen die Kammerthüre zu verschließen, überzeugte sich jedoch bald, daß das nicht anging. Es war weder ein Schlüssel, noch ein Schieber, noch ein Riegel da und hatte auch nichts, was er vor die Thür stellen konnte; es schien ihn zuletzt nicht viel zu kümmern und er kehrte auf sein Lager zurück, legte sein Ränzel an seine linke und seinen guten Ziegenhainer, seine einzige Waffe, an seine rechte Seite, um im Fall der Noth sie sofort zur Hand zu haben. Dann schlief er unter dem Toben des Gewitters ein.

Furcht schien der blasse, melancholische junge Mann nicht zu kennen.

Wozu sollte er erwachen!

Kennt ihr die Geschichte des Pfarrers von Drontheim, wie er in seiner einsamen Pfarre am Ufer des nordischen Meeres in einer Nacht geweckt wird, wie vermummte Gestalten ihn zur Kirche rufen, wo man seines Amtes warte, wie er dort mitten unter anderen vermummten Gestalten einen hohen Mann

und eine schlanke Dame findet, wie eine jener Gestalten von ihm fordert, das Paar zu trauen, wie er vor dem Altare das Paar traut, ihre zum Tode zitternden Hände in einander legt und den Segen der Kirche über sie ausspricht, wie darauf aus dem Haufen der Vermummten ein Henker mit seinem breiten Schwerte hervortritt; wie auf den Befehl eines großen riesigen Mannes die Neuvermälten vor dem blutigen Manne knieen müssen, wie der Henker sein Schwert schwingt, einmal, zweimal, und die Köpfe des Paares vor ihm hinrollen. — Dem Pfarrer waren die Sinne vergangen; er fand sich am andern Morgen wieder vor seiner Wohnung und wollte Alles für einen bösen Traum halten, aber die Blutspuren in der Kirche hatten nicht ganz verwischt werden können, und an den Stufen des Altars lag ein Haufen Gold.

Es soll russisches Gold gewesen sein.

Es kommt viel Blutgeld aus Rußland, nicht blos nach Norwegen.

Das ist die Geschichte des Pfarrers von Drontheim.

Kennt ihr aber auch die Langbein'sche Geschichte von dem verirrten Pastor Schmolke und Schulmeister Bakel?

„Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten,
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch' ist kugelrund,
Mir wässert nach ihm schon der Mund.“

Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen. Aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an. —

Der Reisende erwachte durch ein Geräusch. Es war nur ein leises, aber ganz in seiner Nähe. Jemand war draußen an der Thüre seiner Kammer und schob daran, als wenn er einen Riegel vorschiebe, damit die Thüre nicht solle von innen geöffnet werden können. Gleich darauf entfernten sich langsame, leise Schritte von der Thüre und gingen in der Richtung nach der Wohnstube.

Der junge Mann hatte Alles deutlich vernommen. Er hatte sich völlig ruhig verhalten, denn die vernünftige Frau hatte es ihm dringend empfohlen. Was hätte er auch thun sollen? Unzweifelhaft war, als er erwachte, die Thüre schon von außen verriegelt, und um sich darüber zu vergewissern, erhob er sich leise und ging zu derselben. Er konnte sie nicht öffnen und war in der That eingeschlossen; dagegen konnte er nichts machen.

Aber in welcher Absicht, zu welchem Zwecke hatte man ihn eingeschlossen? Von wem war dies geschehen? Von einer der beiden Frauen? Warum hatten sie es nicht schon früher gethan, schon gleich anfangs, als

er in die Kammer geführt wurde? Oder war, während er schlief, ein Anderer in das Haus gekommen? Wer war das? Hatten ihm die Frauen die Anwesenheit des Fremden verrathen? Was wollte der Mensch von ihm, mit ihm?

Er konnte sich die Fragen nicht beantworten.

Er sah und horchte nach dem Wetter, das Gewitter war vorüber, kein Blitz zuckte, kein Donner rollte mehr, nicht einmal in der Ferne; nur ein scharfer Windstoß fuhr manchmal an dem Fenster vorüber und durch Bäume, die dicht am Hause stehen mußten. Aber der Himmel war noch rabenschwarz, und in der Kammer war es stockdunkel. Der Reisende ließ noch einmal seine Uhr repetiren; sie schlug elf und ein Viertel.

Er legte sich auf sein Heulager zurück.

Allein er konnte nicht wieder einschlafen, und hatte er auch keine Furcht, so war seine Lage doch immerhin geeignet, seine Phantasie und auch seine Sinne in eine gewisse gespannte Thätigkeit zu versetzen. Er mußte unwillkürlich horchen, ob er nichts wahrnehmen könne, was ihm jenes Einschließen erkläre; weder in noch außer dem Hause war ein Geräusch.

Auf einmal kam es ihm vor, als wenn er draußen unter seinem Fenster leise Tritte vernehme. Er hatte sich nicht getäuscht, denn gleich nachher hörte er deutlich, wie an ein Fenster dicht nebenan geklopft wurde.

Das Fenster mußte zu einem Gemach unmittelbar neben seiner Kammer führen. Es wurde geöffnet und er glaubte jetzt zwei Stimmen mit einander flüstern zu hören, welche ihm Mannesstimmen zu sein schienen. Mehr konnte er, aller seiner Anstrengungen ungeachtet, nicht unterscheiden.

Er ging leise an sein Fenster. Der Himmel war draußen noch so schwarz und die Nachtso dunkel wie vorher; aber die Anstrengungen seines Auges hatten einen besseren Erfolg, als die seines Ohres. Er erkannte in der Dunkelheit bald Einzelnes; die Kammer, in der er war, mußte sich an der Hinterseite des Hauses befinden, wofür auch ihre Lage am Ende der Küche sprach, denn man sah weder rechts noch links die Chaussee. Dagegen unterschied er, etwa fünfzig Schritte entfernt, den dunkeln Saum des Waldes; in dem Raume zwischen Haus und Wald standen einzelne hohe Bäume, ihrer Gestalt nach Eichen; sie standen unregelmäßig wie auf einem Grasplatze oder einem Hofraume.

Es kam ihm darauf an, den zu entdecken, den er nebenan hatte an das Fenster klopfen und dann unzweifelhaft mit Jemand im Hause flüstern hören. — Der Mensch mußte unmittelbar an der Mauer des Hauses stehen und war daher nur zu sehen, wenn er von dieser zurücktrat. Dies geschah nicht; das Flüstern dauerte auch fort, immer leise, so daß der Reisende

kein Wort verstehen konnte; nur schien ihm jetzt eine der beiden Stimmen ein tiefer Baß zu sein.

Aber es kam ihm vor, als wenn er dennoch Bewegung in der Nähe des Hauses sehe. In dem Raume zwischen dem Hause und dem Walde, mehr nach dem letzteren hin, schien es sich zu bewegen; einzelne dunkle Gestalten schienen dort unter den Bäumen zu stehen und manchmal hin und her zu treten. Es war, als wenn sie dort warteten, vielleicht auf das Ende der leisen Unterredung am Fenster, und unterdessen ungeduldig sich dann und wann einander näherten, um gleichfalls ein paar Worte mit einander zu wechseln. Alles war jedoch dem Auge des Reisenden unsicher und er hörte keinen Laut weiter, als das Geflüster neben seinem Fenster. Bald sollte er auch etwas Anderes vernehmen.

In der Ferne auf der Chaussee, und zwar aus der Richtung von Unna her, ließ sich durch die völlig still gewordene Nacht das Rollen eines Wagens vernehmen; anfangs unbestimmt, wurde es nach und nach deutlicher. Der Wagen kam näher.

Auch draußen hatte man ihn gehört.

Das Geflüster hörte auf. Die Sprechenden schienen zu horchen.

Dann rief einer von ihnen, zwar lauter als bisher; allein der junge Mann konnte auch jetzt nichts

verstehen, es kam ihm nur vor, als wenn er eine fremde Sprache höre, wie er meinte, französisch.

Nicht die Baßstimme hatte gesprochen.

Aber diese antwortete etwas, sehr leise, dem jungen Mann völlig unverständlich.

Der Andere schien sich zu beruhigen.

Unter den Bäumen nach dem Walde zu entstand desto mehr Unruhe. Der Reisende sah deutlich, wie es sich dort auf einmal belebte, wie einzelne dunkle Gestalten von den Baumstämmen, an denen sie bisher gestanden, sich absonderten, rasch hin und her gingen, zusammentraten, wieder auseinander gingen. Plötzlich kam Einer von ihnen schnell auf das Haus zu gelaufen. Der Reisende unterschied einen großen Mann in einem Mantel, oder, was nicht näher zu erkennen war, in einem Kittel, wie sie allgemein in Westfalen und am Niederrhein getragen werden. Der Mensch lief zu den Flüsternden am Fenster.

„Was ist denn das? Habt ihr gehört?" rief er deutsch, aber wie mit einem fremden Accent.

Der Baß lachte. Dann wurde unverständlich weiter gesprochen.

Der Mensch kehrte zu den anderen Gestalten unter den Bäumen zurück. Ein Zweiter begleitete ihn, wohl der, welcher bisher am Fenster geflüstert hatte. Er trug einen Kittel oder Mantel, wie der Andere. Beide gingen unter den Bäumen fort in den Wald hinein.

Alles, was sich bisher unter den Bäumen bewegt hatte, folgte ihnen. Es war wenigstens nirgends eine Bewegung mehr zu sehen. Die Anzahl von Personen, die in dem Walde verschwunden waren, hatte der Reisende nicht unterscheiden können.

Das Fenster nebenan wurde zugemacht.

Im Hause war Alles still geblieben.

So blieb es auch ferner. Der junge Mann hörte nur das Rollen des Wagens, der langsam auf der Chaussee näher kam.

Jetzt widerfuhr dem Reisenden ein Unglück. Er stand horchend nach dem Innern des Hauses hin an seinem Fenster, auf der Fensterbank war noch das Glas, in welchem die Frau ihm die Milch gebracht hatte. Er hatte es wohl vergessen, denn in der Dunkelheit stieß er daran; das Glas fiel zur Erde und zersprang laut klirrend.

Augenblicklich wurde es im Hause lebendig. Eine Thüre wurde aufgerissen.

„Du bist allein! Wo ist die Sophie?“ rief hastig eine grobe, tiefe Baßstimme.

Eine Frau antwortete; es schien die Stimme der vernünftigen der beiden Frauen zu sein. Die Worte konnte der Reisende nicht verstehen; den Baß hatte sie nicht beruhigt.

„Was fiel in der Kammer?“ fuhr dieser grob

fort. „Es ist Jemand drinnen. Wen habt ihr Weiber im Hause verborgen?“

Die Frau sprach wieder, ohne daß der Reisende es verstehen konnte.

Der Baß rief drohend: „Der Teufel soll euch und ihn holen. Ich will wissen, wer im Hause ist.“

Die Lage des jungen Mannes schien bedenklich werden zu wollen.

Er war allein, ohne eine andere Waffe als seinen Ziegenhainer. Die Frauen hatten seinen Aufenthalt dem Baß verborgen. Dieser war unzweifelhaft der Hausherr, der schon bei dem Gedanken an einen im Hause verborgenen Fremden in Zorn gerathene Hausherr. Warum hatten ihm die Frauen den Reisenden verborgen? Warum wurde er darüber wüthend?

Der Mensch war zwar nur ein Einzelner, wie auch der Reisende. Aber entsprach die Gestalt der Stimme, so mußte er ein Koloß sein. Und brauchte er nicht auch nur das Fenster zu öffnen, um sogleich ein halbes oder ein ganzes Dutzens jener Gestalten unter den Bäumen bei der Hand zu haben? Der junge Mann stand unschlüssig, was er thun solle, da. Sollte er ruhig die Ankunft des Hausherrn erwarten, der jeden Augenblick in die, von innen nicht zu verschließende Kammer kommen konnte, kommen mußte? Sollte er dem Besuche durch Flucht sich entziehen? Das wäre feige gewesen. Zudem, er konnte nur durch

das Fenster flüchten; waren jene unheimlichen Gestalten noch in der Nähe, er mußte unmittelbar in ihre Hände gerathen.

Seiner Unentschlossenheit kam ein anderes Ereigniß zu Hilfe.

Den Wagen, der von Unna her die Chaussee heraufgekommen war, hörte man nicht mehr. Entweder hatte er, noch bevor er das Haus erreichte, angehalten, oder er war schon vorbeigefahren, und man hatte ihn über den Lärm im Hause überhört.

Aber das Rasseln eines zweiten Wagens wurde hörbar. Er kam von der entgegengesetzten Seite, von Hagen oder Dortmund her. Er fuhr bergab, schnell; man hörte den raschen Trab der Pferde.

Der Reisende stand am Fenster. Auf einmal hörte er eilige Schritte aus dem Walde, die sich nahten. Sie eilten unter die Bäume in die Nähe des Hauses und machten dort Halt; nur zwei Personen kamen unmittelbar an das Haus und klopften hastig an das Fenster.

„Er kommt!“ rief eine Stimme. Es war dieselbe Stimme, die vorhin am Fenster gesprochen hatte.

Der grobe Baß hatte noch mit der Frau gepoltert. Er schwieg.

„Seid ihr fertig? Macht schnell!“ rief die Stimme am Fenster.

Der Baß antwortete, doch seine Worte blieben dem Reisenden unverständlich.

Aber gleich darauf sprangen die beiden Personen von dem Hause zurück.

„Fort! Voran!" riefen sie.

Der Haufen, der unter den Bäumen geblieben war, gesellte sich zu ihnen.

Wenigstens ein Dutzend Menschen schienen es dem Reisenden zu sein, die durch das Dunkel der Nacht um das Haus herum nach der Chaussee zu rannten.

Die großen Hunde auf der anderen, vorderen Seite des Hauses fingen an zu heulen.

Im Hause wurden hastig und heftig Thüren zugeschlagen; ein schwerer Schritt eilte in die Küche. Der junge Mann erwartete den Besuch des Hausherrn und faßte seinen Ziegenhainer schlagfertig. Er hätte jetzt ohne alle Gefahr zu dem an ebener Erde gelegenen Fenster hinausspringen können, doch verschmähte er es.

Er erhielt keinen Besuch. Die schweren Schritte in der Küche wendeten sich von seiner Kammer ab, nach der Hausthüre zu und öffneten sie.

„Ruhig!" rief der Baß den heulenden Hunden zu.

Die Thiere gehorchten wieder augenblicklich.

Der Hausherr verließ das Haus und war bald nicht mehr zu hören.

Eine Minute später entstand draußen auf der Chaussee unweit des Hauses ein Tumult. Das Ras-

seln des Wagens, der Trab der Pferde hörten plötzlich auf, wie wenn sie mitten in ihrem schnellen Laufe durch einen einzigen kräftigen Ruck einer Riesengewalt wären angehalten, gefesselt, gebannt worden.

Dann wurde auf einmal eine Frauenstimme laut. Sie jammerte, sie bat um Erbarmen, um Hülfe.

Näheres und Einzelnes war in dem Lärm nicht zu unterscheiden. Der tiefe Baß wurde gar nicht gehört.

Der Reisende besann sich nicht mehr; er war nicht mehr unschlüssig. Die Thüre seiner Kammer war von außen verschlossen; er hörte auch Niemand im Hause, von dem er die Oeffnung der Thüre hätte verlangen können. Sein einziger Ausweg blieb das Fenster. Dieser Ausweg, seine Entfernung überhaupt, erschien ihm jetzt nicht mehr schimpflich; er entfloh jetzt nicht, aber es wurde um Hilfe gerufen, von Frauen. Er mußte helfen, wenn ihm auch noch nicht klar wurde, wie, welche Hilfe er, der Einzelne, gegenüber dem Ueberfalle von mehr als einem Dutzend Männer, bringen könne.

Er warf sein Ränzel über den Rücken, riß das Fenster auf und sprang hinaus.

Er befand sich auf einem Rasenplatze. Das Gras war naß und schlüpfrig von dem heftigen Gewitterregen, und der Himmel war noch mit schwarzen Wolken bedeckt; aber es regnete nicht mehr. Die Luft war ganz ruhig, auch jene einzelnen Windstöße hatten auf=

gehört. Es war frisch geworden; die Schwüle, die vor dem Gewitter herrschte, hatte einer sogar etwas scharfen Nachtkälte Platz gemacht. Im Hause und in dessen Nähe war es völlig still. Der Tumult auf der Chaussee dauerte noch fort. Die Frauenstimme jammerte unaufhörlich, während man sie vergebens zu beruhigen suchte. Sie hätte durch die Stille der Nacht weithin müssen gehört werden, wenn nicht die rund umher einschließende dichte Waldung ihre weitere Verbreitung gehindert hätte.

Der junge Reisende wollte sich nach dem Lärm hinwenden, und eilte in gerader Richtung nach der Stelle, wo er ihn auf der Chaussee hörte. Daselbst angelangt, wurde er aufgehalten, indem er auf einen Zaun stieß, den er in der Dunkelheit nicht hatte sehen können. Er mußte umkehren, um an dem Hause vorbei, auf dem Wege, den die dunklen Gestalten genommen hatten, zur Chaussee zu gelangen.

Unterdeß war es auf der Chaussee plötzlich still geworden. Kein Schreien, kein Rufen mehr. Aber in den Wald hinein eilten viele Menschen, still, ohne einen anderen Laut, als den ihrer Schritte; nur ein unterdrücktes Wimmern einer Frauenstimme glaubte der Reisende zu vernehmen.

Was war das? Was hatte sich zugetragen? Die Frau wurde in den Wald geschleppt. War schon ein Verbrechen verübt? Welches? War Blut geflossen?

Welche Verbrechen sollten nun noch weiter begangen werden?

Der junge Mann stand einen Augenblick wieder unentschlossen, wohin er sich wenden sollte. Zu dem Wagen auf der Chaussee? Wenn auch nur, um dort zuerst nachzuforschen, was passirt, und mithin näheren Aufschluß zu gewinnen über das, was noch zu erwarten sei? Oder sollte er sofort der klagenden Frauenstimme nach in den Wald eilen? Er entschloß sich zu dem Letzteren. Er kehrte zurück nach der Rückseite des Hauses und wollte von da in den Wald, in den er die Menschen tiefer hineindringen hörte. Er sprang unter den Bäumen fort, die auf dem Rasenplatze standen. Sein Schritt wurde gehemmt.

Zwei Frauengestalten flogen ihm aus dem Dunkel des Waldes entgegen.

Sie blieben wie erstarrt stehen, als sie plötzlich unmittelbar vor ihm standen.

„Großer Gott!“ rief, wie entsetzt, die eine von ihnen.

Es war eine fremde Stimme.

„Riefen *Sie* um Hülfe?“ fragte der junge Mann.

Er vergaß in der Ueberraschung, daß die Frau, die gejammert und um Hilfe gerufen, in einer ganz anderen Richtung in den Wald gebracht sein mußte.

Die Frauen antworteten ihm nicht.

„Ich bin auf dem Wege, Ihnen meine Hilfe zu bringen," sagte der junge Mann.

Die Frauen schienen ihm zu glauben.

„Retten Sie uns, mein Herr. Wir haben den Weg verloren, uns verirrt."

Es war eine jugendliche, eine gebildete Stimme, die dringend diese Worte sprach.

„Folgen Sie mir," sagte der Reisende.

„Wohin wollen Sie uns führen?"

„Zu Ihrem Wagen."

„Sie wissen —?"

Die zweite Frau wollte diese Frage aussprechen, die sie plötzlich abbrach. Die Stimme schien eine ältere zu sein.

Der junge Mann nahm den Weg um das Haus herum nach der Chaussee; die beiden Frauen folgten ihm. Die Dunkelheit gestattete ihm nicht, ihre Figuren, um so weniger ihre Gesichter zu unterscheiden, aber deutlich hörte er Seidenkleider hinter sich rauschen.

Er ging rasch mit seinen beiden Begleiterinnen. Er wollte von Niemand im Hause gesehen sein. In dem Hause war es noch immer still geblieben; auch die Hunde hielten sich ruhig, als er an ihnen vorbeiging.

„Er erreichte die Chaussee und wollte sich rechts wenden, nach der Gegend, in welcher der zweite Wagen überfallen worden war.

„Nicht dort! Links!“ sagte eine der beiden Damen.

„Sind Sie nicht überfallen worden?“ rief der junge Mann.

„Wir nicht.“

„Also Andere!“

Er sah seinen Irrthum ein und blieb stehen.

„Verlassen Sie uns nicht, mein Herr!“ bat die ältere Dame.

„Aber dort im Walde ist meine Hilfe nöthig.“

„Verlassen Sie uns nicht!“ bat auch die Jüngere. „Unser Wagen kann nicht weit sein, bis dahin führen Sie uns.“

Der schönen, bittenden Stimme schien der Reisende nicht widerstehen zu können.

„Lassen Sie uns eilen.“

Alle drei eilten links die Chaussee hinunter. Niemand von ihnen sprach.

Nach etwa fünfzig Schritten erreichten sie einen mit zwei Pferden bespannten Wagen. Trotz der Dunkelheit konnte man sehen, daß es eine elegante Equipage war. Auf den Kutschenschlägen schien sich ein Wappen zu befinden. Der Kutscher saß auf dem Bocke und ein Diener stand neben dem Wagen. Beide sprachen nichts.

„Mein Herr,“ sagte die ältere Dame, „nehmen Sie unsern besten Dank für Ihren gütigen Schutz.“

Sie stieg, von dem Bedienten unterstützt, in den Wagen.

Der junge Reisende wollte zurückkehren.

Die jüngere Dame nahte sich ihm und redete ihn freundlich an:

„Mein Herr, wenn Ihr Weg Sie nach Unna führt — wollen Sie nicht Gebrauch von unserem Wagen machen?“

„Ich danke Ihnen. Ich muß zurück.“

Die junge Dame hatte zögernd gesprochen. Rascher, beinahe dringend, fuhr sie fort:

„Kehren Sie nicht zurück. Sie stürzen sich in augenscheinliche Gefahr und können doch ohnehin nicht helfen, denn Sie sind fremd hier und kennen jene Leute nicht.“

Der junge Mann besann sich, aber nur eine Secunde lang.

„Ich bin Ihnen dankbar; aber ich würde ehrlos handeln, Frauen waren in Gefahr.“

Er eilte zurück. Vielleicht mußte er sich sehr gewaltsam von der Dame trennen, deren jugendliche, schöne Stimme so viel Antheil für ihn kundgab.

Der Wagen hinter ihm rollte den Berg hinunter.

Wer waren die beiden Damen? Was hatten sie hier gewollt? In dem wilden Gebirge? An dem einsamen, unheimlichen Hause? In der dunkeln Gewitternacht? Was war ihnen hier begegnet? Standen

sie in Verbindung mit dem Ueberfalle des zweiten Wagens? Wo waren sie während des Ueberfalles gewesen? Warum hatten sie dem jungen Reisenden sofort vertraut? Woher wußten sie, daß er fremd hier war?

Stellte sich der junge Mann diese und andere Fragen, zu denen seine Lage ihm allerdings Veranlassung genug darbot?

Er hatte das Haus wieder erreicht, aus dem er sich entfernt hatte. Es war noch immer still darin; er sah auch kein Licht und wollte daran vorbei in den Wald gehen, den Menschen nach, die den Wagen überfallen hatten. Er glaubte sie noch in der Ferne zu hören, wenn er gleich nichts Bestimmtes, namentlich nicht mehr das Wimmern der Frauenstimme unterscheiden konnte. Unmittelbar hinter dem Hause wurde ihm auf einmal der Weg vertreten. Eine der beiden unheimlichen Frauen aus dem unheimlichen Hause stand vor ihm. Es war die vernünftige.

„Wo wollen Sie hin?"

„Hier ist ein Verbrechen verübt," sagte der junge Mann. „Ich muß wissen, was es ist; ich muß helfen."

„Gehen Sie nicht in den Wald," erwiderte die Frau bittend. „Thun Sie mir den Gefallen."

„Ich würde schlecht handeln."

„Aber Sie bringen sich in Gefahr und werden doch keinem Menschen helfen."

„Ich werde es versuchen.“

Die Frau veränderte den bittenden Ton.

„Sie werden nicht in den Wald gehen,“ sagte sie entschieden.

„Wer wird mich hindern?“

„Wenn Sie noch einen einzigen Schritt thun, so lasse ich die Hunde hinter Ihnen los. Die Thiere werden Sie zerreißen.“

Die Frau sprach verzweifelt bestimmt und entschlossen; der junge Mann schwankte.

In demselben Augenblicke ertönte aus dem Walde ein lauter, durchdringender weiblicher Schrei.

Den jungen Mann hielt es nicht mehr.

Selbst die Frau schien erschrocken zu sein.

„Mein Gott!“ rief sie. „Aber bleiben Sie, gehen Sie nicht hin.“

Er hörte nicht mehr auf sie und eilte dem Schrei nach, doch nur wenige Schritte.

Wieder wurde ihm der Weg vertreten.

Hastig kam ihm Jemand aus dem Walde entgegengestürzt. Ein baumhoher Mensch, in einen weiten Mantel gehüllt, hatte in demselben Augenblicke, als er den Reisenden sah, diesen an den Schultern gefaßt, mit einer Faust, wie von Eisen. Der junge Mann konnte unter dieser Gewalt sich nicht rühren, nicht sich und nicht seinen, wenn auch noch so guten, doch unter solchen Umständen so schwachen Ziegenhainer.

„Wohin des Weges, mein Bursch'?"

Es war der unheimliche Baß aus dem unheimlichen Hause. Die riesige Gestalt entsprach der Stimme.

„Lassen Sie mich los," sagte der junge Mann unerschrocken, befehlend.

Die Frau war ihm nachgekommen.

„Er will in den Wald," sagte sie zu dem Riesen. „Er meint, er müsse helfen."

„Ach, das ist wohl der fremde Bursch', der die Nacht im Hause war. Helfen? Der Zwerg! Reißaus will er wohl nehmen!"

Er lachte.

Auch die Frau lachte.

„Er meint, es sei ein Verbrechen passirt, und da müsse er dabei sein."

Der Riese lachte nochmals, dann wurde er ernst.

„Ah so! Aber höre, Bursch', wenn Du nicht willst, daß diese Nacht hier noch ein Verbrechen passirt, dann mach' Dich auf der Stelle davon. Auf der Stelle, hörst Du? Keinen Schritt in den Wald hinein! Zur Polizei kannst Du dagegen meinetwegen laufen. Heute Nacht noch. Die nächste ist in Brünninghausen, oder auch in Westhofen, und an beiden Orten kennen sie den Scharfrichter Baumann. Hast Du verstanden?

Der Riese schlug seinen Mantel auseinander. Der junge Mann sah trotz der tiefen Finsterniß der Nacht

und des Waldes unter dem Mantel etwas blitzen, wie ein breites, langes Schwert.

Er dachte an den furchtbaren Schrei, den er gehört hatte, und an die Geschichte des Pfarrers von Drontheim. Ihn schauderte.

Er stand von seinem Vorhaben ab, in den Wald zu gehen, und kehrte auf die Chaussee zurück.

Der Mann und die Frau lachten laut hinter ihm her.

Er dachte an den Pastor Schmolke und Schulmeister Bakel. Er mußte sich ärgern und konnte sich nicht sagen, warum. Er wollte es sich wohl nicht sagen. Es giebt kein ärgerlich demüthigenderes Gefühl, als das des edlen Muthes, der sich ohnmächtig sieht gegenüber der überwiegenden, rohen, gemeinen physischen Kraft.

Er ging die Chaussee nach Hagen hinauf. Nachdem er etwa anderthalb hundert Schritte gegangen war, sah er mitten in dem Wege einen Wagen halten. Ein paar schwarze Wolken am Himmel hatten sich getrennt. Durch die Spaltung leuchtete ein Stern. Der Reisende erkannte einen hohen, mit zwei Pferden bespannten Wagen. Auf dem Bocke saß in seinen Mantel gehüllt der Kutscher. Zur Seite des Wagens und vor den Pferden standen mehrere gleichfalls in Mäntel gehüllte Gestalten. Der Wagen mußte elegant, glänzend lackirt sein; in dem Lack spiegelte sich hell der Stern.

Die Menschen am Wagen sprachen kein Wort.

„Guten Abend,“ sagte der Reisende.

Er bekam keine Antwort.

Er ging weiter.

Nach einer Weile fragte er seine Uhr wieder nach der Zeit. Es war Ein Uhr Nachts.

Er horchte noch eine Zeitlang in den Wald hinein, nach dem Wagen zurück. Er vernahm keinen Laut. Nirgends regte sich etwas. Rund um ihn her herrschte jene Nachtstille, die einem schweren Gewitter des späteren Abends zu folgen pflegt.

Er setzte seinen Weg auf der Chaussee fort.

Zweites Kapitel.

Allerlei Reisegesellschaft.

Es war am Tage Johannes des Täufers. Gerade an diesem Tage treibt, bekanntlich nach der Volkssage, der Teufel sich ganz absonderlich viel unter den Menschenkindern umher und thut ihnen den tollsten und frechsten Schabernack an, wofür er denn freilich seinerseits wieder am meisten von ihnen gerade an diesem Tage betrogen wird. Warum das alles eben auf diesen Tag sich trifft? Der Teufel mag es wissen. Vielleicht wissen es auch jene Gelehrten, die zur Umkehr der Wissenschaft gelangt sind. Beide sagen es nur nicht.

Man kann keinen schöneren Sommermorgen erlebt haben, als den, welcher an jenem Johannistage sich in dem schönen Lennethale niedergelassen hatte. Am ganzen Himmel kein Wölkchen. Die Sonne schien wunderbar klar in das Thal hinein, auf das Städtchen Limburg, auf das alte Fürstenschloß Hohenlimburg,

auf den herrlichen Lennestrom, der am Schloß und Städtchen vorbeifließt, auf die hohen waldigen Berge und die fast eben so hohen starren Felsen zu beiden Seiten, im Hintergrunde auf die Ruinen der alten Wittekindsveste Hohensyburg. Sie schien warm, die Sonne, aber ein Gewitter, das ein paar Nächte vorher vom Ardey her sich bis zur Lenne hinaufgezogen, hatte ein paar kalte Tage zur Folge gehabt, und heute war wieder der erste wolkenlose Sonnentag. Eine Kühle, die aus Wiese, Wald, Berg und Strom sich ergoß, hinderte die Sonnenstrahlen, zu warm und heiß zu werden.

Es war sieben Uhr Morgens.

Durch das Städtchen Limburg an der Lenne zieht sich eine lebhafte Chaussee, parallel mit jener über den Ardey gehenden, die Verbindung des Niederrheins mit dem östlichen und theilweise südlichen Deutschland vermittelnd. Sie ist auch jetzt noch, nachdem die Eisenbahnen so manche alte Verkehrsstraße todt gelegt haben, eine sehr besuchte. Sie führt durch reizende Gegenden der Lenne und der Ruhr, und durch die gewerbreichen Städte Hagen und Iserlohn, mit ihren nicht minder gewerbreichen weiten Umgebungen. An dem Ende des Städtchens Limburg erreicht sie eine große schöne steinerne Brücke, welche die Ufer der Lenne mit einander verbindet.

Von Hagen her bewegte sich auf der Chaussee

langsam ein etwas sonderbarer Wagenzug dem Städtchen zu. Die Wagen bestanden aus hohen, langen, in allerlei Farben angestrichenen Kasten, mit einzelnen kleinen, fest vergitterten Luftlöchern, sonst aber nach allen Seiten hin mit schweren eisernen Stangen versehen, und sorgfältig verschlossen. Jeder Wagen war mit vier tüchtigen Pferden bespannt. Nur einer unterschied sich von allen den andern. Er war nicht bunt angestrichen, er war nicht verschlossen, er hatte auch keine Luftlöcher; dagegen war er nach allen Seiten dicht mit dicker grauer Leinwand behangen, die bis zur Erde hinabhing. Manchmal, bei Schwankungen oder anderen Bewegungen, erhob sich diese Leinwand an einzelnen Stellen, und dann sah man, wie unter derselben vier fast entsetzlich große und plumpe Füße eines ungeheuren Thieres sich bewegten, das unter der Bedeckung einherging, so daß also der Wagen keinen Kasten oder der Kasten unten keinen Boden hatte. Es war der Elephant der van Aken'schen Menagerie, der, in solcher Weise den nicht bezahlenden neugierigen Blicken der Straße entzogen, weiter befördert wurde. In den anderen Wagen waren die anderen Bestien der zu jener Zeit berühmtesten wandernden Sammlung wilder Thiere.

Die Wagen zogen in ihrer langen bunten Reihe still einher. Kein einziger Laut drang aus den vergitterten Luftlöchern. Selbst die geschwätzigen Papa=

geien und indischen Raben schienen in dem dunklen Gefängniß hinter den engen Gitterlöchern die Lust zum Schwatzen und zum Schreien verloren zu haben. Das enge, dunkle Gefängniß nimmt solche Lust auch anderen Bestien.

Desto lauter war ein anderes Völkchen, das überall die Wagen umschwärmte. Es waren alte und junge Burschen, phantastisch und bunt gekleidet, wie die Wagen angestrichen waren, mit platten, dummen holländischen, spitzen, listigen italienischen, flachen französischen und einigen dicken deutschen Köpfen. Sie lachten und schwätzten und sangen in allerlei Zungen und allerlei Weisen.

Vor der Limburger Brücke machten sie einen Halt. Es mußte dort für alle die Wagen, Pferde und Bestien das Brückengeld bezahlt werden. Mit dem Brücken- und ähnlichen Zolle pflegt auch in deutschen Landen zugleich ein anderer Verbrauchszoll verbunden zu sein.

Der Eigenthümer, Herr van Aken, war nicht selbst bei dem Zuge, er war schon am Tage vorher vorausgefahren. Ein alter, steifer holländischer Herr, sein Cassirer, vertrat ihn. Er ging in das Bureau des Brückengeld-Empfängers, um mit diesem zu berechnen, was er zu bezahlen habe. Den Fuhrleuten und Begleitern der Wagen und der wilden Thiere rief er auf holländisch zu, sie könnten in die Schenke nebenan gehen und sich auf seine Rechnung einen Schnaps

geben lassen. Alle die verschiedenen Nationen, die bei der van Aken'schen Menagerie vertreten waren, verstanden dieses Holländische. In einem Augenblicke war die Schenke des Brückenhauses gefüllt; bei den Wagen war Niemand zurückgeblieben. Man hatte sie verlassen dürfen; sie hielten unmittelbar vor dem Hause. Aus den Fenstern der Schenkstube konnte man Alles sehen, was bei ihnen passirte, ebenso, als wenn man draußen bei ihnen gestanden hätte.

So meinte man.

Einige Neugierige hatten sich aus den benachbarten Häusern des Städtchens eingefunden und umstanden lauschend und gaffend die Wagen; lauschend, um nichts zu hören, gaffend, um nichts zu sehen. Denn die Thiere in den Wagen blieben, auch während diese standen, unbeweglich.

Was sie hätten sehen können, vielleicht auch sehen sollen, sahen sie nicht.

Aus einer kleinen Seitenstraße des Städtchens schlich ein einzelner Mensch auf die Chaussee.

Es war ein langer, magerer Kerl. Er trug bunte, aber etwas zerrissene Kleidung, als wenn er zu der Menagerie gehöre, oder auch wohl gehört habe. Seine Gesichtsbildung glich der eines Spitzbuben, der einem italienischen oder spanischen Galgen entlaufen ist. Der Kopf lang und spitz, die Haut vertrocknet und gelb,

schmale, blaue Lippen dicht unter der spitzen Nase zusammengepreßt, die schwarzen Augen lauernd, falsch.

Hinter einem Eckhause an der Chaussee blieb er stehen und blickte scheu nach den Wagen vor dem Brückenhause. Seine falschen Augen leuchteten, als er sie ohne Begleitung, ohne Aufsicht sah. Die neugierigen Gaffer sah er mit unbeschreiblicher Verachtung, freilich auch mit einer kleinen Schadenfreude an.

Er schlich näher zu den Wagen, an den Häusern entlang, die an der Chaussee, hinter den Bäumen fort, die vor diesen Häusern standen. An zwei, drei Wagen ging er vorüber und sah sie kaum an. Er schien sie alle genau zu kennen. An dem vierten blieb er stehen.

An diesem vierten Wagen befand sich auch kein Neugieriger.

Der verdächtige Mensch lachte vergnügt in sich hinein. Er erhob sich auf den Zehen, so daß sein Gesicht eines der vergitterten Luftlöcher des Wagens erreichte. Er schnalzte leise mit der Zunge in den Wagen hinein; augenblicklich hörte er drinnen unmittelbar unter dem Luftloche ein Geräusch, als wenn sich etwas wälze oder zu erheben suche.

Er grinste vergnügter.

„Bst, bst!“ machte er schnell.

Im Wagen war kein Geräusch mehr.

Jetzt zog der Kerl aus seiner Tasche einen Feuerstahl, einen Feuerstein und ein breites Stück Zunder

hervor, legte den Rand des Zunders an den Stein, that mit dem Stahl einen einzigen leisen Schlag, und der schwarze pulverisirte Zunder knisterte und brannte. Zündhölzer hatte man damals noch nicht.

Der Mensch schwang den Zunder hin und her, damit das Feuer sich schneller darüber verbreite.

Dann erhob er sich wieder auf den Zehen, schnalzte wieder in den Wagen hinein, und als er wieder dieselbe Bewegung wie soeben hörte, lachte er beinahe satanisch boshaft, und hob die Hand, in der er den brennenden Zunder hielt, zu dem Luftloch hin, um den Zunder hineinzuwerfen, unzweifelhaft auf irgend eine ungeheure wilde Bestie, die dort eingesperrt war.

Einen Augenblick vorher war um die Ecke der von Hagen kommenden Chaussee ein eleganter Einspänner herangefahren. Es saßen ein Herr und eine Dame darin; vorn auf dem Bock regierte Wagen und Pferd ein hübscher Bursch von etwa vierzehn Jahren.

Der Herr hatte beim Umbiegen um die Ecke rasch die Chaussee vor sich hinunter gesehen. Auf einmal gab er dem kleinen Kutscher einen leichten Schlag auf die Schulter.

„Halt, Mathias,“ sagte er leise.

Der Wagen hielt.

Der Herr sprang hinaus.

„Bleib hier halten.“

Leicht wie ein Vogel, leise wie eine Katze, flog er dann die Chaussee hinunter, zu den Wagen hin, gleichfalls an den drei ersten vorüber. An dem vierten sprang er wie ein Tiger auf den Menschen mit der Galgenphysiognomie los.

„Halt, Kamerad!“

Er packte den Menschen hinten am Kragen, er riß ihn zurück, er warf ihn zur Erde, Alles, als wenn er eine Feder packe und werfe. Neben dem Menschen lag der brennende Zunder, dessen Bestimmungsort das Innere des Wagens gewesen.

Das Auge des Herrn hatte geflammt. In demselben Augenblicke lachte es höhnisch.

„Ah, verdammter Bursch, auf den Löwen hattest Du es abgesehen? Auf den großen, stolzen, afrikanischen Löwen. Seine dreitausend Thaler werth. Verbrennen wolltest Du das edle Thier. Toll und wüthend machen vielleicht alle die andern, wenn sie ihren armen König brüllen und heulen und seinen Käfig zersprengen und zertrümmern sahen. Und was für Unglück hättest Du noch außerdem anrichten können! Komm her, Du alter Lump, so viele gute Gesinnung darf nicht unbelohnt bleiben.“

Und er nahm einen dicken Stock, den er mitgebracht hatte, und prügelte ein paar Minuten lang unbarmherzig auf den Menschen los, der mit unerschütterlicher Standhaftigkeit weder sich rührte, noch einen Laut von sich gab.

„Und nun lauf, Gesell, und laß Dich in Deinem Leben nicht wieder vor mir sehen, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Der Mensch sprang auf und lief davon, so eilig er konnte, hinter das erste beste Haus, das ihn verbarg. Ein Halloh vieler Stimmen verfolgte ihn. Als seine Execution beinahe zu Ende war, hatte der Cassirer den Weitermarsch befohlen, und sämmtliche Führer und Begleiter der Wagen waren auf die Straße getreten, um wieder aufzubrechen. Sie hatten die letzten Schläge noch fallen sehen.

„Der Filippo! Der fortgejagte Filippo! Was hat er gemacht?“

„Was hat er gemacht, Herr?“ fragte der Cassirer den Herrn, der die Execution vorgenommen hatte.

„Was er gethan hat, alter Mynheer? Gestern wollte er Euch den schönsten Papagei stehlen, und es wäre ihm gelungen, wenn ich nicht aufgepaßt hätte. Der Baas jagte ihn darauf fort. Zum Danke wollte er Euch heute den schönsten afrikanischen Löwen der Welt verbrennen.“

„Myn Seel, Herr!“ rief der erschrockene Holländer.

„Ja, myn Seel, alter Mynheer, wenn Ihr nicht besser aufpaßt, muß der Baas Euch noch alle zum Teufel jagen. Nun macht, daß Ihr weiter kommt.“

Der Herr sprach in befehlendem Tone, der Cassirer in unterwürfigem. Die Andern hörten respectvoll zu.

Der Zug der Wagen mit den wilden Thieren setzte sich wieder in Bewegung.

Der Herr ließ das Wägelchen heranfahren, in dem er gekommen war.

Er schien noch zu der Begleitung der Menagerie zu gehören; man konnte aber auch zweifelhaft darüber sein. Der Knabe auf dem Bocke sah listig genug aus, und war auch phantastisch bunt genug bekleidet, mit hellblauem Käppchen, rother Weste, gelber Schärpe und silbernen Troddeln daran.

Auch der Herr selbst hatte noch ein etwas ungewöhnliches Aussehen, das auf eine ungewöhnliche Beschäftigung und auf ein gewisses sorgenlos wanderndes Leben schließen ließ. Er war ein junger Mann, vielleicht in der Mitte der zwanziger Jahre, groß, und sehr kräftig gebaut, mit einem schönen, regelmäßig und fein geformten Gesichte. Aber in diesem Gesichte mischte sich in sonderbarer Weise von der einen Seite eine beinahe an Frechheit grenzende Keckheit und ein an Gemeinheit streifender Leichtsinn, und von der andern Seite ein unbezähmbar entschlossener und fester Wille und ein beinahe vornehmer Stolz. Und dann trug er mit einer wie gemacht aussehenden Nachläßsigkeit einen, seine übrige Kleidung verbergenden blauen Leinwandkittel, und über einer üppigen Fülle der schönsten kastanienbraunen Locken mit offener Affectation schief auf dem rechten Ohre ein grünes Käppchen

mit einem schmalen lackirten Schirm und einem kleinen glänzenden rothen Federchen.

Den vollen Gegensatz zu dem Herrn bildete seine Begleiterin. Es war eine schöne jugendliche, fast noch kindliche Gestalt. Außerordentlich fein und zart gebaut, wie sie war, erschien sie kaum vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. Das etwas blasse, ernste Gesicht mit den großen, dunklen, träumerischen Augen ließ aber auf das schöne, träumende Jungfrauenalter von achtzehn Jahren schließen. Ob ihre Träume glücklich waren? Manchmal hatte der Blick der Augen einen Glanz, den ihnen nur ein stilles, zufriedenes inneres Glück verleihen konnte; manchmal jedoch auch starrte sie in tiefer Melancholie vor sich nieder, oder in die blaue Ferne hinein. Aber immer war der Blick ein bescheidener, fast demüthiger, wie der Ausdruck des ganzen schönen Gesichts ein schüchterner war.

Die Dame war in einfacher, eleganter Reisekleidung; sie trug ein schwarzseidenes Kleid, einen feinen Kaschemirshawl, einen leichten Strohhut ohne Federn oder Blumen.

Von den Begleitern der wilden Thiere war einer zurückgeblieben, ein ältlicher, sehr ernst, gesetzt und ehrbar aussehender Mann, mit einem kränklichen gelben Gesichte, in dem jedoch ein Paar eigenthümlich stechende, kleine schwarze Augen auffielen. Er hatte sich, als der Zug der Wagen abfuhr, auf eine Bank vor dem

Brückenzollhause gesetzt. Dort saß er still, als wenn er auf etwas warte. Als der Einspänner ankam, stand er auf und trat auf den Herrn zu.

„Ah, Narr Claus, da bist Du ja!" rief ihm der Herr entgegen.

Der ehrbare kränkliche Mann war der Narr, der Bajazzo, der Clown bei der van Aken'schen Menagerie.

„Bleibt es denn noch dabei, Herr Reinhold?" fragte er so ernst und gesetzt, wie er aussah.

„Gewiß, Narr."

„Doch nur bis morgen?"

„Morgen bin ich wieder bei euch. Aber was ist das, alter Narr Claus, warum willst Du nur bis morgen meine Stelle vertreten?"

„Ach, Herr, das Mamsellchen wird sich bei mir altem, grämlichem Menschen zu Tode langweilen."

„Bei Dir, dem lustigsten Bajazzo der Welt?"

„Ach ja," seufzte der kränkliche, gelbe Mann sehr ernst.

„Sorge mir nur für sie, alter, ehrlicher Claus."

„Ich werde für sie sorgen, wie ein Vater für sein Kind."

„Besser, besser, Narr. Gegen das eigene Kind ist die väterliche Liebe zuweilen strenge. Sagst Du ihr nur ein böses Wort, wirfst Du ihr nur einen strengen Blick zu, oder leidest Du, daß ein Anderer es thut, Bursch, Du hättest die längste Zeit als Narr

auf Erden gewandelt; ich zerbräche Dir alle Knochen am Leibe."

„Sie können unbesorgt sein, Herr Reinhold."

„Ich weiß es. Es gibt keinen gewissenhafteren Narren, als Du bist."

Der junge Mann wendete sich zu der Dame, die im Wagen sitzen geblieben war. Er schien auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Aller Leichtsinn, alle Keckheit war aus seinem Gesichte verschwunden. Er sah mit außerordentlicher Liebe und Zärtlichkeit in die schönen, dunklen Augen des Mädchens. Er nahm ihre Hand.

„Lebe wohl, Francisca," sagte er sanft.

Die Augen des jungen Mädchens hatten sich plötzlich mit Thränen gefüllt. Sie umfaßte mit ihren beiden Händen die Hand ihres Begleiters.

„Mußt Du mich wirklich verlassen, Reinhold?"

Sie sah ihn mit einem Blick voll unendlicher Liebe an. Sie breitete beide Arme nach ihm aus, als wenn sie ihn umfangen wollte, um ihn nie wieder von sich zu lassen.

Der junge Mann schien unentschlossen. Er machte Miene, in die Chaise zurückzuspringen.

Das Mädchen sah es.

„Nein, nein," rief sie heftig, „Du bleibst. Es war Dein Lieblingswunsch. Sieh, ich weine schon

nicht mehr. Vergieb mir die Thorheit. Morgen bist Du ja wieder bei mir."

Der junge Mann hatte rasch einen Entschluß gefaßt.

„Ich mache Dir einen andern Vorschlag, Francisca. Du fährst nicht nach Iserlohn. Sie können Dich dort heute schon entbehren. Du kehrst um und fährst über Hagen und Herdeke, bis zu dem Wirthshause an der Straße, die über Westhofen die Chaussee dürchschneidet. Dort treffen wir uns heute Abend und fahren morgen zusammen nach Iserlohn. So erreiche ich meinen Wunsch, und wir brauchen uns nur für die paar Stunden zu trennen."

Die Augen des Mädchens leuchteten in Glück und Liebe.

Der alte Narr Claus schüttelte bedenklich den Kopf, als wenn er sagen wollte:

„Was für ein Ende soll diese Liebe nehmen!"

Die beiden jungen Leute sahen das Kopfschütteln nicht. Der Herr Reinhold hatte mit seinem raschen Wesen den Wagen schon umgedreht. Mamsell Francisca hatte nur dankbare, zärtliche Blicke für den schönen, liebenden jungen Mann.

„An jenem Hause seh' ich Dich wieder, Reinhold?"

„Ja, mein Mädchen. Bursch, Du kennst den Weg."

„Und dann bleiben wir beisammen?"

„Dann trennen wir uns nicht wieder."

„Adieu, Reinhold; wie gut bist Du.“

„Adieu, meine liebe, gute Francisca.“

„Adieu, mein liebster, bester Reinhold.“

Sie reichte ihm ihre Hand. Er drückte einen glühenden Kuß darauf.

Der ehrbare Narr Claus war mit einem Bajazzosatze auf den Bock zu dem Kutscher gesprungen. Der kleine Kutscher schwenkte leicht seine Peitsche. Der feurige Braune, der den Wagen zog, sprang im Galop an. Der Wagen flog die Chaussee nach Hagen zurück. Die junge Dame winkte noch lange mit ihrem weißen Tuche; der junge Mann erwiederte die Grüße mit seinem grünen Mützchen.

Fünf Minuten vor Limburg dreht sich die Hagener Chaussee. Der Wagen mit seinen Grüßen war verschwunden.

Als er nicht mehr zu sehen war, schlich leise hinter dem nächsten Hause ein Mensch fort. Es war der durchgeprügelte Filippo. Er warf noch einen hämischen Blick auf den jungen Mann zurück. Dann wendete er sich, dem Laufe der Lenne folgend, in die Wiesen unterhalb des Städtchens Limburg. Der junge Mann hatte ihn nicht gesehen.

Der Kittelmann, Herr Reinhold, setzte sein grünes Käppchen wieder keck auf das rechte Ohr und sah sich nach allen Seiten um.

Er stand am Ende des Städtchens Limburg. Vor

ihm lag die Lennebrücke, links, unmittelbar vor dieser, befand sich eiu großer vornehmer Gasthof. Diesseits des Gasthofes lag ein minder vornehmes Wirthshaus; Fuhrleute und gewöhnliche Fußreisende kehrten dort ein. Der Kittelmann besann sich ein paar Secunden; dann ging er in das minder vornehme Fuhrmannswirthshaus.

Es war unterdeß halb acht Uhr geworden.

Um dieselbe Zeit stand in dem Gesellschaftszimmer des vornehmen Wirthshauses an der Brücke eine Reisegesellschaft zur Abreise fertig. Es war eine Familie, bestehend aus Mann, Frau und Tochter. Der Mann war etwas corpulent und sehr steif; er hatte ein rothes, glänzendes Gesicht; man sah es ihm an, über ein behagliches Leben ging ihm nichts, und es gab für ihn keine Sorge, die es ihm hätte trüben können. Die Frau war etwas mager und etwas blaß. Sie schien mehr, vielleicht gar tiefen Kummer, als Freuden im Leben gehabt zu haben. Sie war einst sehr schön gewesen. Der Gram hatte die Schönheit wohl schon längst verwischt, aber nicht völlig vernichtet, sie trat noch zuweilen hervor. Die Tochter war groß, schön, üppig; das schöne Gesicht kalt, manchmal spöttisch.

Alle drei hatten eine vornehme Haltung, die Tochter zugleich eine stolze.

Sie waren zu einer Fußtour gekleidet, durchaus

elegant; die Damen in grauer Seide, der Herr in grauem Nanking.

Der Herr hatte sich von dem Wirth die Rechnung geben lassen. Er sah diese durch und bezahlte sie. Die Damen besahen unterdeß einige Bilder, die an den Wänden hingen. Es waren die schönsten Punkte aus dem Ruhr- und Lennethal, gemalt von der Schweizerfamilie Bleuler, die sich einige Jahre vorher zu diesem Zwecke in der Gegend aufgehalten hatte. Die Damen hatten Limburg, Altena, Arnsberg betrachtet und bewundert. Sie wendeten sich zu einem reizenden Gemälde von der Ruine Hohensyburg.

„Es muß schön dort oben sein," sagte die Tochter.

Die Mutter schien in Erinnerungen verloren.

„Sehr schön," antwortete sie mit einem Seufzer.

„Dennoch scheint dieses Bild wol zu übertreiben."

„Wie jedes Bild, meine Gnädige," sagte etwas leichthin eine Stimme unmittelbar hinter der jungen Dame.

Die beiden Damen sahen sich überrascht um.

Ein hübscher junger Mann stand vor ihnen, in der leichten Sommerkleidung eines eleganten Jägers, in grünem Jagdrock, grauen Gamaschen, mit einer kleinen Jagdtasche an der Seite, einem leichten Jagdgewehr in der einen und einem grauen Jagdmützchen in der andern Hand.

Leichthin, wie er ohne alle Aufforderung oder an-

dere äußere Veranlassung die Worte gesprochen hatte, warf er einen musternden Blick auf die Damen. Während er die Schönheit der jüngeren Dame betrachtete, strich er mit großer Zufriedenheit seinen Schnurrbart.

Die beiden Damen wendeten sich rasch von ihm ab, wieder dem Bilde zu.

„Impertinent," flüsterte die jüngere Dame der älteren zu.

Ob der Fremde das Wort gehört hatte? Er lächelte nicht unzufrieden.

Wie er sich den Damen vorgestellt hatte, ganz so war er unmittelbar vorher in das Zimmer eingetreten. Leicht und vornehm musternd hatte er seine Blicke über die reisende Familie hinschweifen lassen. Den corpulenten Herrn sah er sich am längsten an. Dann schien er mit seinem Urtheile und seinem Benehmen völlig im Reinen zu sein. Er hatte ganz das Air des Großstädters gegen den Kleinstädter, oder wenn man lieber will, eines vornehmen Mannes, etwa eines jungen Grafen oder Prinzen gegen Leute, die er für eine reiche Brauer- oder Krämerfamilie hält.

Das wenig einladende Betragen der beiden Damen hatte ihn unter solchen Umständen nicht zurückstoßen können.

„Sie waren noch nicht auf der Hohensyburg, meine Damen?" fragte er.

Er erhielt keine Antwort.

Er ließ sich nicht irre machen.

„Ah, Sie stehen vielleicht im Begriff, eine Tour dahin zu machen?“

Wiederum keine Antwort.

Er strich vergnügter seinen Schnurrbart. Ein übermüthiger Spott umspielte seine Lippen.

„Es wird mir eine Ehre sein, Sie dahin begleiten zu dürfen. Ich bin auf dem Wege zu der schönen Ruine.“

Er war gefaßt darauf, wieder keine Antwort zu erhalten, und ohne auf diese zu warten, wendete er sich zu dem steifen Herrn, der seine Rechnung unterdessen bezahlt hatte.

„Sie machen eine Tour nach Hohensyburg, mein Herr?“

Der steife Herr hatte den Fremden noch nicht bemerkt. Er sah ihn erstaunt, verwundert, grob an; aber er gab eine Antwort.

„Ja,“ sagte er sehr kurz.

„Zu Fuße?“ fragte der Fremde weiter.

„Ja.“

„Ah, mein Herr, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie begleiten, wenn ich Ihren Führer machen dürfte.“

„Ich habe schon einen Führer angenommen.“

Der Fremde lächelte.

„Ich bin der Graf Borsewiz.“

Er hatte sich verrechnet, wenn er durch seine Enthüllung Effect zu machen glaubte.

Ruhig und frostig, nur nicht mehr grob, antwortete ihm der steife Herr:

„Herr Graf, Sie werden meine Damen fragen müssen."

Der Graf Borsewiz schien doch etwas verlegen zu werden. Auch die Damen hatten bei der Nennung dieses Namens nicht aufgesehen, sich nicht einmal gerührt. War das doch keine Brauer- oder Bäckerfamilie, die er vor sich sah. Er ging zu den Damen zurück.

„Meine Gnädigsten, dürfte ich Sie um Ihre Erlaubniß bitten?"

Er strich nicht seinen Schnurrbart, sein Blick musterte nicht unverschämt, der Ton seiner Stimme war ebenso bescheiden, wie jetzt sein ganzes Wesen.

„Mein Mann hat Sie bereits willkommen geheißen," erwiderte die ältere Dame, zwar noch etwas kalt, aber gütig.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. — Und Sie, meine Gnädigste?"

Er sprach die letzten Worte wieder mit einem kleinen Uebermuthe zu der jungen Dame, die ihn, laut genug, daß er es hören konnte, einen Impertinenten genannt hatte.

„Ich, mein Herr?“ fragte die junge Dame sehr kalt und hochmüthig, beinahe wegwerfend.

„Ah, ich fürchtete es. Aus Ihren schönen Augen scheint dem Ueberlästigen ein Ungewitter zu drohen.“

„Sie fürchten das?“

„Gewiß.“

„Seit wann fürchten sich denn die Berliner Garde-Officiere?“

Der Graf wurde in der That verlegen.

„Ich habe die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?“

„Nein, mein Herr, nicht Sie, aber dieser unnachahmliche Ton der Sprache.“

Die stolze junge Dame war auch boshaft. Nachdem sie ihrer Bosheit Luft gemacht, setzte sie in nicht unverbindlichem Tone hinzu:

„Indeß, mein Herr Graf, Ihre Furcht war ungegründet. Haben meine Eltern Sie willkommen geheißen, so wird Ihre Gesellschaft mir ein Vergnügen sein.“

Es waren in der That wol keine Bäckers- oder Brauersleute.

Der steife Herr hatte seinen Spazier- oder Reisestock genommen, ein schönes, großes spanisches Rohr, mit dickem goldenen Knopfe.

„Befiehlst Du, daß wir aufbrechen, Thresette? — Herr Graf, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Die Mutter nahm den Arm der Tochter.

Die beiden Herren folgten den Damen.

So verließen sie die Wirthsstube und das Haus.

Draußen vor der Thüre warteten der reisenden Familie ein Bedienter in einem einfachen braunen Livreerock mit goldener Tresse und ein derber westfälischer Bursche, den der Wirth als Führer nach der Hohensyburg besorgt hatte. Beide trugen mancherlei Reisesachen.

Seitab hielt eine elegante Equipage mit vier schönen Füchsen bespannt. Ein Kutscher in einer Livree, wie der Bediente, saß auf dem Bocke.

Der steife Herr winkte den Bedienten zu sich.

Der Mensch kam, seinen Hut ehrerbietig tief in der Hand.

„Der Wagen," befahl ihm der Herr, „fährt zurück nach Hagen, von da nach Herdeke. Dort erwartet er uns."

Der Bediente flog zu dem Wagen, dann zu der Herrschaft zurück.

Der Wagen fuhr im Schritt auf der Chaussee nach Hagen ab.

Die Gesellschaft trat ihre Reise an.

Die Ruine Hohensyburg ist von dem Städtchen Limburg ungefähr eine starke Meile entfernt. Man kann auf beiden Seiten der Lenne dahin gelangen. Der Weg auf dem rechten Ufer ist der angenehmere. Er gewährt die schönste Aussicht auf die Berge und

ungeheuren Felsen, die gleich hinter Limburg sich an dem linken Lenneufer emporheben, eröffnet später, wenn man die Höhe des Oestricher Gebirges erreicht hat, eine der schönsten Aussichten in das vereinigte weite Ruhr- und Lennethal, und hat außerdem den Vorzug, vielfach durch den erfrischenden Schatten von Berg und Wald zu führen. Die Reisenden nahmen diesen Weg. Er führte sie zunächst über die Lennebrücke, die unmittelbar an dem Wirthshause begann. Sie betraten sie. Auf der Mitte der Brücke mußten sie unwillkürlich Halt machen, wie jeder Reisende, der diese Brücke passirt und nicht alles Gefühl für die Schönheiten der Natur verloren hat.

Zu den schönsten Gegenden in den schönen Thälern der Ruhr und Lenne gehört die des Städtchens Limburg an der Lenne. Der schönste Punkt in dieser Gegend ist die Mitte der Lennebrücke.

Stromaufwärts sieht man den klaren, rasch dahinfließenden Fluß in einer Entfernung von kaum zehn Minuten plötzlich hervorbrechen, aus einer scharfen Biegung zwischen zwei eng zusammenstehenden Bergen, aber wie aus dem Schoße eines derselben hervorquellend. Er bespült dann an seiner rechten Seite hohe, starre und zackige Felsen, die unmittelbar aus seinem Wasser hervorragen und manchmal hoch oben in der Luft sich über ihn neigen, drohend, als wenn sie sich in ihn hineinstürzen wollten. An seiner linken Seite

rauscht er zunächst an dem Fuße des schönen Berges vorüber, auf dem wunderbar reizend das alte Fürstenschloß Hohenlimburg thront, und läuft dann brausend an den freundlichen Häusern und Gärten des Städtchens Limburg entlang. Zwanzig Schritte vor der Brücke brechen seine Wellen sich wildrauschend an einem hohen steinernen Wehr, das quer durch die ganze Breite des Stromes aufgeführt ist, um einem Seitengraben das Wasser zum Treiben einer unterhalb der Brücke liegenden Mühle zuzuführen.

Stromabwärts weitet sich das Thal. Auf beiden Ufern treten Berge und Felsen zurück, höchst wild und phantastisch gruppirt an dem linken, aber nur noch eine Viertelmeile lang, um dann nach jener Seite hin das Thal ganz zu öffnen; niedrig und einfach an dem rechten, aber um auch noch tiefer unten, bis zum Beginn des Ruhrthales hin, trotz ihrer Einfachheit in sanften und malerischen Gruppen und Abdachungen manchmal wieder hervorzutreten. Ganz unten schließt eine hohe, quer sich erstreckende Gebirgskette die Aussicht. Es ist der rauhe Ardey, der sich dort vorbeizieht. An seinem Fuße entlang fließt die Ruhr. Mit dieser vereinigt sich gerade in der Mitte der Aussicht die Lenne, dort, wo ein einzelner Bergkamm jäh aus dem Ardey hervorspringt.

Es ist eine starre, kalte Felsenwand, die so hervorspringt, und an deren Fuße die beiden schönen

Ströme in ein Bett zusammenfließen. Aber auf ihrer Höhe erhebt sich eine der denkwürdigsten und ehrwürdigsten Ruinen der deutschen Vorzeit. Es sind nur noch einzelne, zerrissene kahle Mauerstücke, zwischen denen, das einzige dort herrschende frische Leben verkündend, grünes Maiengebüsch, ein paar Birken, wilde Kirschen und Flieder emporschießen. Aber auch diese sparsamen Reste zeigen noch an, wie groß und großartig die alte Hohensyburg gewesen ist, die Burg des Sachsenherzogs Wittekind, des tapfersten Gegners des großen Kaisers Karl. Manche alte Geschichte und manche geheimnißvolle Sage knüpft sich an die alte Burg, an ihre Ruine, an den Berg, der sie trägt.

Der Berg und die Ruine bilden den Schlußpunkt der schönen Aussicht stromabwärts auf der Lennebrücke bei Limburg.

Die Reisenden hatten Halt gemacht auf der Mitte der Brücke und schauten und lauschten. Sie schauten in alle jene Herrlichkeiten dieser von der schönsten Morgensonne vergoldeten Natur. Sie lauschten dem Rauschen und Brausen des Wassers unter ihnen, das zischend und schäumend über das hohe Wehr sich stürzte, um zehn Schritte weiter an den vor der Brücke aufgerichteten Eisbrechern hoch empor zu spritzen und dann nochmals an den schlanken Pfeilern der Brücke sich zu brechen.

Selbst der steife Herr hatte sich dem Eindrucke des

schönen Punktes hingegeben; freilich nicht lange. Er nahm den Arm seiner Frau und führte sie einige Schritte auf die Seite.

„Sehr fatal, Thresette, dieser impertinente Mensch."

„Er scheint nicht so ganz unangenehm zu sein."

„Ich bitte Dich, er ist ein Narr, ein Geck."

„Er ist nur ein junger Lieutenant, und am Ende doch von Familie."

„Familie! Dieser preußische Officiersadel von vorgestern! Das nennst Du Familie!"

„Es giebt doch manches alte Geschlecht dort, und ich meine, die Vorsewize müßten dazu gehören."

„Ich habe mich nie darum bekümmert. Aber über ihren großen Kurfürsten bringen es alle diese Geschlechter nicht hinaus."

„Ich denke, der große Kurfürst hielt es schon nöthig, die Macht des Adels seines Landes zu brechen, die ihm gefährlich zu werden drohte."

„Gerade darum sind sie seitdem so pauvre."

Mit dem steifen Herrn ließ sich nicht disputiren, wie mit keinem steifen Herrn. Die Frau schwieg, er aber sagte verdrießlich:

„Es ist ärgerlich. Der Mensch verdirbt mir die Freude."

Der gute steife Herr sollte sich noch mehr ärgern. Er hatte sich von seiner Frau zu den beiden Anderen zurückführen lassen.

Der Garde-Officier hatte seinem Entzücken über die schöne Gegend Luft machen müssen.

„Diese Gegend ist bezaubernd schön," sagte er zu der jungen Dame. „Finden Sie das nicht auch, meine Gnädige?"

„Die Gegend ist schön," antwortete ihm die Dame.

Sie wendete sich dann an den Führer, der nicht weit von ihr stand.

„Giebt es auch Sagen hier?" fragte sie.

„Sagen?" fragte der vierschrötige westfälische Bursch, der das Wort in seinem Leben noch nicht gehört hatte.

Hinter der Dame und dem Burschen lachte es plötzlich laut auf.

„Mein Fräulein," sagte eine Stimme, „Sie müssen den Menschen nach Spuk- oder Gespenstergeschichten fragen."

Alles sah sich nach dem Sprechenden um.

Ein junger Mann stand da, in blauem Leinwandkittel, auf dem Kopfe fast gefährlich schief über dem rechten Ohr ein kleines grünes Mützchen mit einem hellrothen Federchen, in der Hand einen derben Knotenstock. So stand, unbemerkt von dem Städtchen her näher gekommen, der Kittelmann Reinhold da, in seiner ganzen ungenirten, unverschämten, und wenn auch nicht geradezu gemeinen, dennoch jedenfalls rohen Keckheit; zugleich aber auch hoch und stolz aufgerichtet,

und mit einem Blicke in dem schönen Gesichte, der doch etwas mehr als bloße Rohheit in dem Innern dieses Menschen anzeigte.

Das rothe Gesicht des steifen Herrn wurde braun, als er den kecken Kittelmann sah, der sich so frech herangedrängt hatte.

„Großer Gott, Thresette, will sich denn heute alles Gesindel an uns hängen?“

„Er hat ja nur ein paar Worte gesprochen, Alexis.“

„Du wirst sehen, wir werden auch den nicht wieder los.“

Die junge Dame hatte dem Kittelmann nicht geantwortet. Sie hatte ihn mit einem stolzen Blick kaum angesehen. Aber zurückgeschreckt hatte sie ihn dadurch nicht.

„Spukgeschichten!“ sagte der Führer. „Ja so! O, die hat man hier genug. Aber ich habe mich nie darum bekümmert; nur die alten Weiber erzählen sie sich.“

Die Dame wurde etwas verlegen.

Der Kittelmann wollte sich ausschütten vor Lachen.

„O weh, mein Fräulein! Diese Westfalen sind ein grobes und prosaisches Volk. Eine solche Antwort der schönsten und jugendlichsten Liebhaberin alter romantischer Sagen! Indessen, mein Fräulein, wenn Sie es mir erlauben, so werde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre Wißbegierde befriedigen zu können. Sie haben Recht, eine so schöne Gegend kann nicht ohne

schöne Sagen sein. Die Natur fordert hier den poetischen Sinn des Volkes geradezu heraus. Darf ich bitten, sich jenen hohen Berg anzusehen, hier links von uns!"

Er zeigte auf einen hohen Kegel, der auf der linken Seite der Lenne, unmittelbar der Brücke gegenüber und etwa fünf Minuten von dieser entfernt, sich erhob. Es war der höchste Berg der Gegend. Unten drängten ungeheure Felsblöcke sich aus seinem Schoße hervor. Ueber diesen war er mit dichter Waldung bedeckt. Oben auf seiner Spitze starrten wieder große Felsstücke in die Höhe,

Die junge Dame hatte unwillkürlich einen Blick auf den Berg geworfen.

„Man nennt ihn den Rachenberg," fuhr der Kittelmann fort. „In den alten Urkunden heißt er der Raffenberg. Nach der schönsten Sage, die man von ihm erzählt, sollte er einen anderen Namen führen."

„Und welchen?" fragte wohl wieder unwillkürlich die junge Dame.

„Weibertreue, mein Fräulein!"

Die junge Dame verfärbte sich lebhaft. Warum ergriff das unschuldige Wort sie so?

„Weibertreue," wiederholte der Kittelmann. „Folgende Sage erzählt man von ihm: Vor vielen Jahren hauste auf diesem Berge ein arger Räuber. Dieser Räuber war ein Graf —"

Der Erzähler warf einen flüchtigen und flüchtig lächelnden Blick auf seine Umgebung, nicht allein auf den Garde-Officier. Sein letztes Wort hatte auf einmal Alle aufmerksam gemacht. Er fuhr fort, auch in seiner Erzählung ein sonderbares Gemisch von Bildung und Rohheit, von richtigem und falschem Sinn zeigend.

„Graf Gumpert soll er geheißen haben. Er verübte Räubereien weit und breit im Lande, und kein Mensch konnte ihn fassen. Es war ein verteufelter Kerl. Seinen Pferden ließ er die Hufeisen verkehrt unterschlagen; so verloren die Verfolger seine Spur. Fand man diese aber auch zuletzt, so war er da oben sicher. Er hatte da eine Burg, ein Raubnest, das uneinnehmbar war. Die ganze Gegend belagerte ihn endlich in der Burg. Er lachte sie aus. Er war sicher hinter den festen Mauern, fest wie die Felsen, auf denen sie standen. Er hatte Lebensmittel für mehr als ein Jahr, und Wasser, wie er meinte, für immer. Die Belagerer fingen schon an, die Geduld zu verlieren. Da kam ein altes Weib zu ihnen, die sagte ihnen: Nehmet einen Esel, und laßt ihn drei Tage dursten: dann führt ihn an den Berg. Und wo er stehen bleiben und mit den Füßen scharren wird, da muß der Brunnen sein, aus welchem die Röhren das Wasser leiten, das sie auf der Burg haben. — So that man, und der Brunnen wurde entdeckt, und dem

reichen und mächtigen Raubgrafen fehlte, was der ärmste Mann nöthig hat, um sein Leben fristen. Da ließ er durch einen Herold den Belagerern anbieten, er wolle ihnen die Burg übergeben mit Allem, was darin sei, wenn sie dagegen nur seine Gemalin wollten frei abziehen lassen mit dem, was sie in dreien Malen unten an den Berg tragen könne. Das wurde ihm gewährt, und darauf trug die Frau Gräfin, eine starke Dame und ihres Herrn Gemals würdig, auf ihren Schultern aus dem Schlosse, den Berg hinunter, das erste Mal den Gemal, das zweite Mal ihren einzigen Sohn und das dritte Mal so viel an Gold und Geschmeide, daß sie unten am Fuße des Berges unter der Last zusammenbrach und elendiglich starb."

Die ganze Gesellschaft sah nachdenklich nach der Spitze und nach dem Fuße des hohen Rachenberges, der eigentlich einen anderen Namen führen sollte. Am nachdenklichsten die schöne junge Dame.

Der steife Herr war indeß ungeduldig geworden. „Brechen wir auf, Thresette."

Aber der Kittelmann sah ihn spöttisch lächelnd an. „Nicht doch, alter Herr."

Der steife Herr machte vor Schreck einen Satz.

Der Andere fuhr fort:

„Noch ein paar Augenblicke. Das Fräulein scheint die Sagen zu lieben, und da fällt mir noch eine recht hübsche ein. Sie sehen da gleich unten, keine zehn

Minuten von uns, unmittelbar am Wasser ein schönes, großes Dorf."

Das Fräulein schien wirklich die Sagen zu lieben. Sie sah angelegentlich nach dem malerisch gelegenen Dorfe und war zum Zuhören bereit.

„Elsey heißt das Dorf," fuhr der Kittelmann fort. „Es war früher ein adeliges Fräuleinstift da, ein protestantisches. Sie sehen noch die großen weißen Stiftshäuser, in denen die Damen mitunter ein recht lustiges Leben geführt haben sollen. Das muß denn Eine von ihnen noch bis auf den heutigen Tag büßen. Auf dem Kirchhofe ist ein alter, tiefer Brunnen; an dem ist es des Nachts nicht richtig. Wenn die Glocke elf Uhr geschlagen hat, kommt nämlich ein schneeweiß gekleidetes Fräulein herbei. Die Leute nennen sie die weiße Jungfrau vom Stifte. Sie kommt aus einem der großen Stifthäuser und geht über den Kirchhof, händeringend, bis an den Brunnen. Ueber diesen beugt sie sich nieder, recht weit und tief, als wenn sie bis auf den untersten Grund sehen müsse. Dann läßt sie einen Eimer hinunter, den sie schnell wieder heraufzieht. Aber wenn sie ihn oben hat, sieht sie, daß nichts als Wasser darin ist, und sie gießt ihn traurig aus, und läßt ihn wieder hinunter, und zieht ihn wieder herauf, und gießt ihn wieder aus, und das so weiter, bis die Glocke zwölf schlägt. Dann verläßt sie seufzend und wieder die Hände ringend den Brun=

nen und geht hinter der Kirche her durch das Feld nach den Reher Bergen zu, wo sie in der Gegend verschwindet, in welcher ehemals der Galgen gestanden hat. — Der Schlüssel zu dieser Erscheinung? Ah, die weiße Jungfrau vom Stifte, die einer reichen und vornehmen Familie angehörte, hatte kein Mensch als Kindesmörderin anklagen wollen. Aber als sie zum Sterben gekommen war, da hat der Teufel ihren Leib geholt und unter dem Galgen an den Reher Bergen verscharrt, und die Seele hat nun keine Ruhe, und sie muß allnächtlich aus ihrem Grabe aufstehen und in dem Brunnen nach dem hineingeworfenen Kinde suchen. — Ja, ja, der Teufel und das Volk, bei ihnen ist hier auf Erden noch Gerechtigkeit zu finden.“

Der Kittelmann lachte etwas frivol.

Die junge schöne Dame hatte sich leichenblaß über das Geländer der Brücke gelehnt. Sie zitterte heftig. Man meinte, das feste eiserne Geländer zittere mit ihr.

Ihre Mutter sah es; sie warf einen tief forschenden, nachdenkklchen Blick auf die Tochter.

Auch das lebhafte, aufmerksame Auge des Kittelmanns hatte es gesehen.

„Ah, mein Fräulein, die schöne Gegend erfreut Sie. Sie sind ergriffen! Wenden Sie sich nicht von mir ab, Der Genuß einer schönen Gegend ist ein reiner. Und hier ist es sehr schön. Das haben mir

einmal die Thränen eines Auges gesagt. Ach, sie kamen ja aus keinem Auge, diese schönen Thränen."

Er sprach die Worte mit einem wahren, innigen Gefühle. Er schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu sein.

Die junge Dame sah ihn überrascht an. Auch die ältere war aufmerksam an ihn herangetreten.

Er fuhr fort:

„Es war an einem schönen Sommerabende. Er war völlig so schön, wie der heutige Morgen. Ich hatte eine befreundete Familie hierher begleitet, welche die Gegend besuchte. Wir standen auf der Mitte der Brücke, hier, an derselben Stelle, auf der wir jetzt diese herrliche Natur bewundern. In der Familie war ein schönes, gutes, liebes Mädchen. Aber sie war unglücklich, sie war seit ihrem zehnten Jahre blind. Sie hatte nicht zurückbleiben wollen, als wir auf die Brücke gingen. „Ich werde," sagte sie, „all' das Schöne mit euch fühlen, wenn ich es auch nicht sehen kann." Die Sonne ging unter, als wir hier standen. Ihre letzten Strahlen fielen auf die Spitze des hohen Rachenberges dort, versilberten vor uns die Zinnen des Schlosses Hohenlimburg, vergoldeten in jener Ferne die tausendjährigen Ruinen der Veste Hohensyburg. In das Thal traten leise Schatten. Aus den Gebirgsschluchten zogen feine, leichte Nebelschleier hervor und rund umher herrschte tiefe Ruhe. Man hörte keinen

anderen Laut, als das Rauschen des Wassers unter uns, über dem Wehr, an den Eisbrechern, an den Pfeilern der Brücke. Es erhöhte den zauberhaften Reiz der Gegend; es erfüllte die Phantasie mit wunderbaren Bildern. Wir standen alle schweigend. Wir hielten fast den Athem an. Auch um der armen Blinden willen. Wie wehe hätte ihr unser Entzücken über das Schöne thun müssen, das sie nicht sehen konnte. Sie hatte sich still an das Geländer gelehnt. Das todte Auge war unwillkürlich dem Rauschen des Wassers gefolgt Sie lauschte, sie schaute. Ja, sie schaute."

„O, wie schön ist es hier!" rief sie auf einmal aus.

„Die blinden Augen standen voll Thränen. Thränen hat ja auch der Blinde. Keines der sehenden Augen blieb trocken. Die Arme! Sie hat das Gesicht nicht wieder bekommen. —"

Der Kittelmann schloß seine Erzählung.

Auch die Augen seiner beiden Zuhörerinnen waren nicht trocken geblieben. Selbst das rothe Gesicht des steifen Herrn zeigte Rührung, und der Garde-Lieutenant strich seinen Schnurrbart nicht mehr.

Das Auge der älteren Dame ruhte zugleich mit dem Ausdrucke eines tiefen Nachdenkens auf dem Kittelmann. Es war, als wenn die ehemals schöne, blasse Frau sonderbare Erinnerungen weit zurück aus ihrem Leben hervorhole.

Der Kittelmann sah es nicht. Er wurde angelegentlich von etwas Anderem in Anspruch genommen.

Die Reisenden hatten lange auf der Brücke gestanden. Es war acht Uhr geworden. Um diese Stunde passirte zu jener Zeit die tägliche Schnellpost von Hagen nach Iserlohn die Limburger Brücke. So auch an jenem Morgen. Der Wagen war langsam die bis zur Mitte ansteigende Brücke hinaufgefahren. Die Passagiere im Wagen benutzten die Gelegenheit, rechts und links hinauszuschauen, um im Vorbeifahren einen, wenn auch nur flüchtigen Eindruck der schönen Gegend auf- und mitzunehmen.

Unter den Herausblickenden war ein schönes, blasses Mannsgesicht mit großen, glänzenden, schwarzen Augen, die wunderbar gegen die Blässe des Gesichtes abstachen.

Als der Wagen die Mitte der Brücke erreicht hatte, fielen diese schwarzen Augen auf die Reisegesellschaft. Sie schienen plötzlich zu erstarren.

In demselben Momente sahen die Augen der jungen Dame das blasse Mannesgesicht. Sie schienen nicht minder zu erstarren. Aber zeigte der Mann Verwunderung, die Dame zeigte heftiges Erschrecken. Sie konnte sich selbst an dem Geländer der Brücke nicht mehr halten, sie fiel auf eine Bank nieder, die an dem Geländer angebracht war.

„Halt, halt, Postillon!" rief laut und dringend eine Stimme in dem Postwagen.

Aber die Brücke senkte sich nach der anderen Seite. Der Postillon hatte die Stelle erreicht, wo er nach alter Gewohnheit seine Pferde wieder in schnellen Trab setzte. Er holte zu einem lauten Schlage mit der Peitsche aus. Die Pferde sprangen an, der Wagen rasselte auf den Steinen der Brücke geräuschvoll dahin. Der Postillon vernahm den Ruf des Passagiers nicht. Er konnte ihn auch ferner nicht vernehmen, wenn er, was die Zurückbleibenden nicht hören konnten, wiederholt wurde.

Nur der Kittelmann Reinhold hatte den kleinen Zwischenfall bemerkt. Er warf einen sinnenden Blick auf die erschrockene Dame.

Die ältere Dame sah nur noch die Folgen des Schreckens, das bleiche Gesicht und das Zittern der Tochter.

„Ist Dir nicht wohl, Therese?"

„Es ist schon vorüber, Mutter. Ich war erschrocken, als die Pferde so plötzlich ansprangen."

„Teufel, diese Weiber!" sagte der Kittelmann, aber nur für sich.

Der steife Herr war von neuem ungeduldig geworden.

„Thresette, wäre es bald gefällig?"

Um keinem ferneren Widerspruch Geltung zu lassen, nahm er ohne weiteres den Arm seiner Frau und ging mit ihr voran.

Die Tochter mußte folgen.

Der Tochter folgte der Garde=Officier.

Und dem Garde=Officier folgte der Kittelmann Reinhold, als wenn er zu der Gesellschaft, zu der Familie gehöre.

Der steife Herr sah sich um. Er sah den blauen Leinwandkittel, er sah die roh renommistisch auf dem Kopfe hängende Mütze, den handswerksburschenmäßigen Knotenstock. Er wurde leichenblaß vor Aerger.

„Das ist zu arg. Das ist unverschämt. Der Mensch fragt nicht einmal.“

Die Frau erwiderte ihm nichts.

Das vermehrte seinen Aerger. Der dem Anschein nach so phlegmatische steife Herr gerieth beinahe in Wuth. Aber, gleichfalls vielleicht charakteristisch genug, diese Wuth kehrte sich gegen die Frau.

„Warum antwortest Du mir nicht, Thresette?“

„Lieber Alexis —“

„Ich werde den Burschen aus der Gesellschaft werfen lassen. Der Bediente soll ihn durchprügeln, den Führer.“

„Aber Alexis, wir sind auf offener Straße, die für Jedermann frei ist.“

„Einerlei.“

„Und dann, Alexis — ich bitte Dich, laß ihn in unserer Gesellschaft. Es ist mir so sonderbar, wenn ich den jungen Menschen ansehe. Sein Anblick, seine

Gestalt, seine Gesichtsbildung, sie wecken Erinnerungen in mir —"

„Dieser rohe, gemeine Gesell!"

„Besieh ihn Dir genauer. Sein Gesicht hat beinahe edle Formen. Es spricht sich ein besserer Stolz darin aus."

Der steife Herr blieb zähe in seinem Zorn.

„Ich begreife Dich nicht, Thresette. Vorgestern Nachts suchst Du jenen Vagabunden im Ardey auf, und bringst Dich und Deine Tochter beinahe in Lebensgefahr. Heute soll dieser ordinäre Landstreicher Erinnerungen in Dir wecken. — Aber sieh, es wird immer ärger mit dem Menschen. Mit welcher Vertraulichkeit er sich an Therese macht. Und bei Gott! sie hört ihn an. Sie ist aufmerksam, freundlich gegen ihn. Verleugnet sich denn Alles! Auch sie!"

Die Reisenden standen am Ende der Brücke. Der Weg nach der Hohensyburg führte links, zuerst noch eine Strecke auf der Chaussee nach Iserlohn, dann gerade aus, während die letztere rechts abbog. Der vorausgehende Führer wollte die Chaussee einschlagen. Es war dieselbe Chaussee, auf welcher der Postwagen weiter gefahren war. Man sah ihn nicht mehr; er war soeben dort, wo der Weg abbog, um die Ecke eines Berges verschwunden.

Auf einmal sprang der Kittelmann zu der jungen Dame.

„Mein Fräulein," sagte er leise, „soll der Fremde in dem Postwagen mit Ihnen zusammentreffen?"

„Um Gottes willen!" rief die Dame.

„Sprechen Sie nicht so laut. Soll er?"

„Nein, nein."

„Der Wagen war noch vor einem Augenblick zu hören. Jetzt nicht mehr. Er hält also. Der Fremde wird aussteigen und hieher uns gerade entgegenkommen."

„Um des Himmels willen —!"

„Vertrauen Sie mir?"

Die Dame schwankte zwischen Stolz und Angst. Aber sie mußte sich entscheiden, rasch, auf der Stelle.

„Retten Sie mich."

„Sie müssen mir unbedingt folgen."

„Ich will."

„Ihr Reiseziel ist —?"

„Die Hohensyburg."

„Gut."

„Ah, mein Fräulein und meine Herrschaften," sagte der Kittelmann plötzlich sehr laut, „wenn Sie nach der Hohensyburg wollen, so werde ich Sie einen besseren, einen weit angenehmeren Weg führen. Folgen Sie mir."

Gleich rechts von der Brücke führte ein schmaler, hohler Weg zwischen die dort unmittelbar an der Lenne emporsteigenden Felsen. Nach drei Schritten, wenn

man die Brücke verlassen hatte, war man in dem Wege und durch Felsen und Gebüsch vor jedem Auge verborgen, das nicht mit in dem Wege selbst war.

Nach diesem Wege ging der Kittelmann. Die junge Dame folgte ihm.

Aber nicht so die Anderen. Sie blieben am Ende der Brücke auf der Chaussee stehen.

„Aber der Weg da," sagte der Führer, „geht ja stromaufwärts, und die Hohensyburg liegt stromabwärts. Das ist ja der ganz verkehrte Weg."

Der Kittelmann sprang zu dem Führer.

„Bursch," raunte er ihm in das Ohr, „widersprichst Du mir noch mit einem einzigen Worte, so schlage ich Dir alle Knochen am Leibe entzwei."

„Aber Herr, sind Sie denn toll? Man kann ja nicht verkehrter gehen."

„Folge mir auf der Stelle, oder!"

„Der Mensch überzeugt sich, daß ich Recht habe," rief wieder laut der Kittelmann. „Darf ich also bitten?"

Er ging in den hohlen Weg. Der Führer folgte ihm ohne fernere Widerrede. Nach einigen Secunden waren alle in dem Wege verschwunden.

„Sie sind in Sicherheit, mein Fräulein," sagte der Kittelmann zu der jungen Dame.

Sie war in der That in Sicherheit vor jeder Verfolgung. Der Kittelmann führte sie in das einsamste Gebirge, durch die verschlungensten Windungen enger

Schluchten, auf Pfaden, die nur von Jägern und Wild- oder Holzdieben bisher betreten zu sein schienen. Nicht selten sah man gar keinen Weg mehr. So kamen sie immer tiefer in das Gebirge hinein, aber auch höher.

Die junge Dame hatte vollständig ihr kaltes, stolzes Wesen wieder gewonnen. Kein Wort des Dankes hatte sie ihrem Retter gesagt; nicht einmal ein freundliches oder nur höfliches Wort schien sie für ihn zu haben.

Den Kittelmann hinderte das nicht, dennoch wieder ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Wissen Sie, wo wir hier gehen, mein Fräulein?"

„Nein, mein Herr."

„Dieser Berg erstreckt sich von der Lenne bis zur Stadt Iserlohn, anderthalb Meilen weit. Und in dieser ganzen Länge führt ein Gang unter ihm her, der in einem Gewölbe des Schlosses Hohensyburg anfangen und in der Nähe von Iserlohn, an einer Stelle, die man nicht kennt, ausmünden soll."

„Man hat wohl viele Sagen von diesem Gange?" fragte doch die Freundin von Sagen.

„Nein; ich kenne keine einzige. Es wird auch nicht viel daran verloren sein."

„Warum, mein Herr?"

„Diese Sagen von unterirdischen Gängen sind gewöhnlich sehr ordinär."

„Nicht immer."

„Freilich. Und mir fällt gerade eine recht interessante ein, die einen tiefpoetischen Sinn hat. Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen erzähle?"

„Ich bitte."

„Auch Sie, alter Herr?"

Der steife Herr meinte, der Schlag rühre ihn. Er schwieg in verbissener Wuth.

„Im Culmerlande," erzählte der Kittelmann, „hinten in Westpreußen, liegen die Ruinen von zwei sehr alten Ritterburgen. Sie liegen an den beiden Enden eines großen Sees. Wie der See heißt, weiß ich nicht. Aber von den Burgen heißt die eine Papowo und die andere Lippinken. In beiden sieht man noch unterirdische Gänge, die nach dem See streichen. Die Sage erzählt von ihnen, daß sie bis ganz unter den See gehen und dort zusammentreffen, so daß man immer unter dem Wasser her von einer Burg in die andere kommen kann. Sie sollen jetzt verschüttet sein. Entstanden sind sie auf folgende Weise: Auf den beiden Burgen wohnten vor Zeiten zwei Brüder, die sich einander sehr lieb hatten. Einstmals aber erzürnten sie sich um eines Fräuleins willen, das sie beide liebten. Da thaten sie den Schwur, daß sie auf Erden einander nicht mehr ansehen wollten. Sie hielten lange den Eid. Als sie aber alt wurden, da kehrte auch die alte Bruderliebe in ihre Herzen zurück, und jeder sehnte

sich, den anderen zu sehen. So ließen sie von ihren Burgen her unter dem See den Gang bauen und sahen sich nun unter der Erde, da sie auf derselben sich nicht sehen durften.“

Der Kittelmann hatte wieder einfach erzählt.

Die Sage schien abermals einen sonderbaren Eindruck hervorzubringen; diesmal auf den steifen Herrn und seine Frau. Die Dame warf beinahe scheue Blicke auf den Erzähler, und sie schien von neuem in alten Erinnerungen zu suchen. Der steife Herr sah offenbar verlegen und mißtrauisch nach dem unbekannten Kittelmann.

„Wer ist denn dieser impertinente Mensch?“

„Ich habe Dir meine Ahnungen gesagt, Alexis.“

„Aber ich bitte Dich, Thresette, laß solche barocke Einbildungen fahren. Der ist nichts, als ein gemeiner Mensch, von gemeiner Herkunft, von gemeiner Beschäftigung, Seiltänzer, Thierbändiger, vacirender Schauspieler, wenn es hoch kommt, oder dergleichen.“

„Aber er hat Bildung.“

„Vielleicht auch ein verdorbener ehemaliger Student. Und immer ein frecher impertinenter Bursch. — Ich glaube, in diesem Augenblicke bindet er mit dem preußischen Grafen an.“

So war es in der That.

Als der Kittelmann seine Sage von den feindlichen

Brüdern im Culmerland beendigt hatte, fragte er die jüngere Dame:

„Und wie finden Sie diese Sage, mein Fräulein?"

„Es ist allerdings Poesie darin," war die etwas kalte Antwort.

Diese Bemerkung, wie kalt sie war, schien dennoch dem Grafen Borsewiz keine Ruhe zu lassen.

„Ich finde sie zu sentimental," sagte er.

Der Kittelmann hatte den Officier bisher wenig beachtet. Er sah ihn auf einmal aufmerksam, dann mit einem leisen Spotte an. Darauf fragte er ihn:

„Trauen Sie den edlen Rittern da hinten in dem Preußenlande die Eidestreue oder die Bruderliebe nicht zu?"

Der Officier maß den fremden Kittelmann mit einem vornehmen, beinahe verächtlichen Blick.

„Ich meinte die Volkssage," sagte er in einem dem Blicke entsprechenden Tone.

„Sie trauen also dem Volke kein wahres Gefühl zu?"

„Kein überspanntes."

„Und wozu zählen Sie das Volksgefühl, den Volksgeist, als in den Jahren 1813 und 1815 der König rief?"

Der Officier wandte sich vornehm ab; er wollte mit dem Manne in dem Leinwandkittel keinen Streit, nicht einmal ein Gespräch beginnen.

Der Kittelmann aber ließ nicht nach.

„Darf ich fragen, Herr Lieutenant Graf Borsewiz —?"

„Sie kennen mich, mein Herr?"

„Ich habe die Ehre. Darf ich fragen, ob Sie die Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht haben?"

„Wenn Sie mich kennen, bedürfen Sie keiner Antwort."

„Also nein!"

Der Officier wendete sich an die junge Dame, die neben ihm ging.

„Ich war damals noch zu jung, und meine Eltern widersetzten sich meinen Wünschen."

Der Kittelmann fragte nicht weiter.

Aber er nahm sein grünes Käppchen ab, und schüttelte die braunen Locken, als wenn er sich Kühlung verschaffen wolle. Dann riß er seinen blauen Leinwandkittel von den Schultern, und nun überraschte er in der That.

In einem kurzen, eng anschließenden Rock von feinem carrirten Sommerzeuche stand er, eine vollendet schön und kräftig gebaute Mannesgestalt, da. Und auf der linken Brust trug der schöne, kräftige junge Mann das eiserne Kreuz, die preußischen Kriegsdenkmünzen von 1813 bis 1815, den russischen Wladimir-Orden und das russische Georgenkreuz.

Man erwarb damals die militärischen Orden nur

auf Schlachtfeldern, nicht auf Paraden und Manövern oder in Vorzimmern und Ballsälen.

Der junge Mann hatte alle jene Bewegungen nicht ohne eine auffallende Ostentation gemacht. War sie ein neuer Beweis einer ordinären, rohen, eitlen Natur? Oder benahm er sich absichtlich so, mit Ironie, vielleicht mit bewußter Selbstironie?

Die ältere Dame war beinahe erschrocken, als sie die Orden und Ehrenzeichen sah.

„Siehst Du, Alexis? Du hast ihm Unrecht gethan.“

Aber der steife Herr blieb auch jetzt zähe.

„Nicht im geringsten, Thresette. Wer hat denn in diesen sogenannten Befreiungskriegen sein Glück gemacht? Die Rotüre.“

„Aber nimm zugleich seine Sprache eines gebildeten Mannes hinzu.“

„Und seine Manieren eines Bauern.“

„Mit diesen Orden kann er wenigstens kein Seiltänzer oder dergleichen sein.“

„Desto eher ein Schreiber in irgend einem Bureau. Das ist das Loos dieser decorirten Landwehr-Officiere geworden. So ein gewesener Landwehr-Officier wird er sein.“

„Und sieh seine Gestalt, seine feinen Hände.“

„Schreiber! Schreiber!“

„Alexis, laß mich ein paar Augenblicke mit ihm sprechen.“

„Meinetwegen.“

Die Dame näherte sich dem Kittelmann.

„Sie kennen diese Gegend sehr genau, mein Herr.“

Er hatte wieder sein ganzes leichtfertiges Wesen.

„Es geht an.“

„Ihre Heimat ist hier?“

„Meine Heimat? Es kann sein. Ich weiß es nicht.“

Die Dame erschrak.

„Sie kennen Ihre Heimat nicht?“

„Ah, ich habe mich nicht viel darum bekümmert.“

Auch der steife Herr war aufmerksamer geworden.

„Aber Sie wohnen in dieser Gegend?“ mischte er sich in das Gespräch.

„Ich wohne nirgends.“

„Sie stehen wohl noch in Militärdiensten?“

„Gott behüte mich.“

„Wie, Sie lieben den Stand nicht, in welchem Sie sich diese Auszeichnungen erworben haben?“

„Der Stand liebte mich nicht.“

„Aber als Preuße — Preußen ist doch Ihr Vaterland?“

„Wer weiß auch das? Und was ist am Ende Vaterland? Ubi bene, ibi patria! Sie verstehen doch Latein, alter Herr?“

Der steife Herr meinte wieder, der Schlag wolle ihn rühren. Er trat blaß und roth vor Aerger zurück.

Seine Frau setzte das Gespräch fort.

„Sie kennen wirklich Ihre Heimat nicht?“ fragte sie.

Der Ton der Frage zeigte ein inniges Interesse an, mochte es das eines allgemeinen menschlichen Mitleids, mochte es das eines besonderen Gefühles der Dame sein.

Den jungen Mann schien es wohlthuend zu berühren.

„Wahrhaftig nicht,“ antwortete er ernsthaft, freilich in seiner Weise.

„Aber Ihre Eltern haben Sie doch gekannt?“

„Auch die nicht.“

„Das ist sehr traurig.“

In dem Kittelmann gewann der Leichtsinn wieder die Oberhand.

„Wer weiß?“ sagte er. „Aber Sie wollten wissen, woher ich die Gegend hier so genau kenne? Ich habe hier einen Theil meiner Jugend verlebt, da, rechts von der Lenne, in einem Dorfe auf einem hohen Berge. Werdohl heißt es.“

„Mein Gott!“ rief die Dame erbleichend und zitternd. „Bei dem Pfarrer dort.“

Der Kittelmann sah sie verwundert an.

„Alle Wetter, Madame, oder gnädige Frau, Sie wissen am Ende mehr von mir, als ich selbst.“

„Nein, nein! Mir fiel nur das Schicksal eines Bekannten unseres Hauses ein.“

„Der war auch in Werdohl?“

„Nicht da; in einer andern Gegend, im südlichen Deutschland.“

Die Dame stellte sich gleichgiltiger.

Der junge Mann stellte sich, als wenn er ihr glaube.

„Ich hatte in Werdohl auch nichts davon gehört,“ sagte er. „Freilich bin ich schon lange fort von da.“

„Schon lange?“

„Wer kann es jahrelang in einem kleinen Dorfe auf einem einsamen Berge aushalten, wenn er auch noch so hoch ist? Ich lief eines schönen Tages von dannen.“

Die Dame erbleichte und zitterte von neuem. Sie sann nach, ob sie weiter fragen solle.

Aber der Kittelmann machte ihren Entschluß gleichgiltig. Seitdem der Graf Borsewitz seine Sage von den feindlichen Brüdern „zu sentimental“ gefunden hatte, ließ er den Grafen fast nicht aus den Augen, mit einem Blicke, der die schwache Stelle zu suchen schien, an der er ihn recht empfindlich fassen könne. Die beiden jungen Männer hatten sich vorher gegenseitig gar nicht beachtet. Dem Kittelmann schien der Officier völlig gleichgiltig gewesen zu sein. Der Officier schien, ähnlich dem steifen Herrn, den Kittelmann für einen „ordinären Civilisten“ gehalten zu haben, mit dem er schon vermöge seiner Officiersehre sich nicht abgeben dürfe. Für den Kittelmann war das Verhältniß seit

jenen Worten des Officiers anders geworden. Für den Officier war seit der Entdeckung der Orden und Ehrenzeichen der Kittelmann wenigstens ein ebenbürtiger Officier, wenn auch nur ein Landwehrofficier, die freilich von den Officieren der Linie, und besonders der Garde, nur sehr ungern für ebenbürtig anerkannt wurden.

„Sie stehen in Münster in Garnison, Herr Graf Vorsewitz?" fragte der Kittelmann den Garde-Officier.

„Nicht in Garnison, mein Herr," antwortete der Officier mit der kältesten Höflichkeit. „Ich stehe bei der Garde und bin nach Münster commandirt."

„Ah, richtig. Man unterscheidet ja so. — Kennen Sie den Adelsclub in Münster?"

„Ja, mein Herr."

„Sie sind selber Mitglied?"

„Nein, mein Herr."

„Ich meinte doch, Sie wären —"

Er stockte mit einem eigenthümlichen spöttischen Lächeln.

Der Officier sah dieses.

„Was meinten Sie, mein Herr?"

„Ah, ich meinte nur, Sie hätten im verflossenen Winter auf den Bällen des Clubs getanzt.

Der Garde-Officier antwortete nichts.

Der Kittelmann setzte das Gespräch mit ihm nicht fort. Aber er wendete sich an den steifen Herrn.

„Ein verzweifelt aristokratisches Institut, dieser Münster'sche Adelsclub. Der erste Paragraph seiner Statuten lautet: Wer keine sechzehn Ahnen aufweisen kann, kann kein Mitglied werden. Das gefällt mir nun zwar; denn auf reines Blut muß man halten. Nicht wahr, mein Herr?"

Der steife Herr warf einen sehr zweifelhaften Blick auf den Mann mit dem blauen Leinwandkittel.

Dieser fuhr fort:

„Ein Anderes gefällt mir aber nicht. Die Gesetze der Gesellschaft stehen unter dem Schutze einer Dame. So eine Lady Patroneß mag recht englisch sein, aber sie ist nicht deutsch, am wenigsten westfälisch. Bei uns tritt der Mann ein. Aber was geht das mich an? Die Einrichtung hat auf der andern Seite doch wieder ihr Gutes. Den jungen adeligen Damen des Clubs würde es bei jener Exclusion an Tänzern auf ihren Bällen fehlen. Da hilft dann die Lady Patroneß aus; sie erläßt Einladungen zu den Bällen des Clubs an junge Herren ohne Ahnen, meist an die Herren Officiere."

Der Kittelmann schwieg unter einer peinlichen Stille der Gesellschaft. Er lachte still vergnügt dazu.

Der Officier warf ihm einen sprechenden, entschlossenen Blick zu.

„Die Herrschaften sind müde," sagte der Kittelmann. „Darf ich eine kleine Rast vorschlagen."

Man lagerte sich unter dem Schatten einer riesigen Gebirgseiche.

Nur der Garde-Officier setzte sich nicht. Er wendete sich an den Kittelmann, sehr höflich.

„Sie kennen die Gegend hier genau?“

„Gewiß, mein Herr.“

„Ich sah vorhin da unten links ein Gut liegen. Könnten Sie mir Auskunft geben, wem es gehört?“

„Wenn Sie es mir zeigen könnten —“

„Etwa fünfzig Schritte weit von hier könnte ich es.“

„Ich werde Sie begleiten.“

Die beiden jungen Männer kehrten zurück. Nach etwa fünfzig Schritten machte der Graf Borsewiz Halt.

„Mein Herr, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen.“

„Mein Herr, ich stehe Ihnen zu Befehl.“

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„Sie fragen geradeaus.“

„Ja, mein Herr.“

„Und verlangen eine gerade Antwort?“

„Ich bitte darum.“

„Sie wollen sich mit mir schlagen, aber vorher wissen, ob ich ein Mensch bin, mit dem Sie sich, unbeschadet Ihrer Ehre, duelliren dürfen.“

„So ist es.“

„Wollen Sie einen adeligen oder nichtadeligen Namen, Herr Graf?“

„Ich bin Officier. Es kann mir nur darauf ankommen, ob diese Ehrenzeichen auf Ihrer Brust Sie mir gleichstellen.“

„Das eiserne Kreuz ist ein Ritterorden Ihres Königs.“

„Sie wissen aber selbst, mein Herr —.“

„Daß auch Unterofficiere, selbst Gemeine es tragen. Ja, das ist ein Fehler an diesem Orden.“

„Darf ich bitten, mein Herr, Ihr Name?“

„Sie sind pressirt, Herr Lieutenant. Indessen wenn der adelige oder unadelige Name nichts zur Sache thut, so wird der Name überhaupt gleichgiltig sein. Ich versichere, daß ich Officier Ihres Königs bin, eben so wohl wie Sie. Sind Sie damit zufrieden?“

„Sie wollen also Ihren Namen nicht nennen?“

„Nein,“ sagte der Kittelmann fest, aber ruhig, und ein klein wenig spöttisch lächelnd.

„Mein Herr, es ist Sitte in Ehrensachen —“

„Herr Graf,“ erwiederte der Kittelmann mit einem neuen Lächeln, „halten Sie jenen steifen Herrn für einen Edelmann?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Was wollten Sie mit der Frage?“

„Der Mann reist incognito, wie ich. Er hat wahrscheinlich eben so viel, oder eben so wenig Grund

dazu, wie ich. Würden Sie mit ihm einen Ehrenhandel eingehen, auch wenn er Ihnen seinen Namen verweigerte?"

Der Graf schwieg etwas betroffen.

„Also Sie würden. Und ich will Ihnen auch sagen warum. Weil der Mann einen besseren Rock trägt als ich, und keinen Dornenstock, sondern ein spanisches Rohr mit einem dicken goldenen Knopf, und weil er sich so gemessen und steif hält, was alles ihm ein aristokratisches Aussehen gibt. Wollen Sie danach die Ehre abmessen? Indeß, wie Sie wollen. Ich meinerseits fühle mich von Ihnen nicht beleidigt und habe keine Genugthuung von Ihnen zu fordern. Wollen Sie diese von mir, so stehe ich Ihnen jeden Augenblick zu Diensten. Aber meinen Namen nenne ich Ihnen nicht. Das ist nun einmal mein Eigensinn, oder auch mein Ehrgeiz. Ich würde, wenn ich Sie nicht kennte, die Forderung von Ihnen angenommen haben, ohne Sie vorher um Stand und Namen zu fragen. Ich will in dieser Hinsicht mit Ihnen gleichstehen, wenn wir uns schlagen sollen."

Der Officier hatte einen Entschluß gefaßt.

„Wohlan, mein Herr, Sie hatten mich beleidigen wollen —"

Der Kittelmann nickte leicht mit dem Kopfe.

„Sie werden mir Genugthuung geben."

„Ihr Verlangen ist billig, mein Herr. Welche Waffe?“

„Pistolen.“

„Sehr gut. Und Zeit und Ort?“

„Ueberlasse ich Ihnen.“

„Zum Teufel, meinetwegen könnten wir gleich hier losgehen. Es fehlt uns leider nur Alles. Kehren Sie nach Münster zurück?“

„Meine Absicht war es noch nicht. Wenn Sie aber wollen —“

„Ich? Durchaus nicht. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Er wäre?“

„Ich bin in einigen Tagen in Soest. Läge Ihnen der Ort aus dem Wege?“

„Nein.“

„So treffen wir uns da. Uebermorgen also, am sechsundzwanzigsten dieses Monats, des Morgens um neun Uhr, im Overweg'schen Gasthofe; mit Waffen und Secundanten.“

„Ich bin einverstanden.“

„Also abgemacht.“

„Unsere Reisegesellschaft erfährt nichts.“

„Versteht sich.“

Die beiden jungen Männer kehrten zu der Gesellschaft zurück, unbefangen, als wenn sie nur über die Gegend gesprochen hätten.

Man brach wieder auf.

Der Kittelmann hatte allein den Führer gemacht. Er hatte, als sie die Höhe des Gebirges zwischen Limburg und Iserlohn erreicht hatten, links in die Richtung nach dem Ruhrthale eingelenkt. Sie hatten so die Iserlohner Chaussee überschritten und das Oestricher Gebirge erreicht, das sie quer zu durchschneiden hatten. Mitten in dem Gebirge hatten sie Halt gemacht. Sie gingen bergauf und bergab weiter. Ihr Weg war ein anmuthiger. Auf- und Absteigen war nur ein allmäliges. Dicht belaubte Bäume gaben ihnen fortwährend Schatten. Manche reizende Aussicht auf die hohen Berge der oberen Lenne hinter ihnen, oder in den auf der andern Seite der Ruhr sich erhebenden Ardey vor ihnen, verschaffte eine angenehme Abwechslung.

Sie traten aus dem Gebirge heraus. Noch waren sie auf einer Anhöhe, aber sie lag frei; sie hatten den völlig offenen Blick in die Gegend vor sich und zu beiden Seiten. Sie hatten eine reizende Aussicht. Unmittelbar vor ihnen, zu ihren Füßen, lag das breite schöne Ruhrthal, mit seinen hübschen kleinen Landstädten, seinen freundlichen großen Dörfern, seinen glänzenden Edelsitzen, seinen mächtigen Bauernhöfen, mit seinen reichen Weiden und seinen üppigen Wiesen. Mitten durch das Alles wand und schlängelte sich der schöne klare Strom, manchmal unmittelbar die Mauern der Städte und Edelsitze bespülend, die hellen Dörfer

wie in der Mitte durchschneidend, oder eingeschlossen von dichtem, dunkelgrünem Buschwerk, in dem der zahlreich dort sich aufhaltende Biber seine künstlichen Bauten verborgen hatte. Der wilde Ardey mit seiner schwarzen Waldung schloß drüben die Aussicht.

Rechts sah man fast noch anderthalb Meilen weit in das Thal hinein, dem Laufe des Stromes entgegen.

Links mündete das Thal der Lenne. Noch eine Viertelmeile lang verfolgte man zwischen Gebüsch, Weiden und großen Bauerhöfen den herrlichen Fluß, bis er mit der Ruhr sich vereinigte.

Gerade dort sprang ein einzelner Berg aus dem Ardey hervor, und auf dem Vorsprunge leuchteten im vollen Sonnenlichte die Ruinen der Hohensyburg.

Die Gesellschaft hatte diesmal unwillkürlich Halt gemacht. Die wundervolle Aussicht hatte Alle gefesselt, selbst den steifen Herrn. Er sah mit einem gewissen Interesse besonders nach rechts, die Ruhr hinauf.

Dorthin auch sendete die ältere Dame ihre Blicke, und diese ruhten ganz hinten auf einem großen weißen Gebäude, das aus hohem, parkartig gruppirtem Gebüsch hervorsah, und von schlanken italienischen Pappeln umgeben und überragt wurde. Die Dame sah tief seufzend hin. Ihr Auge wurde feucht.

War es Zufall, daß auch der Kittelmann seinen Blick in dieselbe Gegend gelenkt hatte? Aber in ihm

schienen sich nur heitere Erinnerungen zu wecken. Er lachte laut.

„Da wohnt ein wunderlicher alter Kauz,“ sagte er. „Da oben, wo die Pappeln stehen. Ellbach heißt das Schloß, ja wohl. Ich meine das kleinere, denn es stehen zwei adelige Schlösser da.“

Die ältere Dame schien wieder heftig erschrocken zu sein, als der Kittelmann den Namen Ellbach nannte. Der steife Herr aber sah den jungen Mann so ärgerlich und mißtrauisch an, als wenn er sagen wollte: Was für ein nichtswürdiger Gesell ist denn das, der heute den ganzen Tag mich mit allerlei Geschichten und Erinnerungen verfolgt?

Der Kittelmann schien von dem allen nichts zu bemerken.

„Ein Herr von Heiding wohnt auf dem Schlosse,“ fuhr er fort. „In der Gegend heißt er nur der alte Hauptmann. Es ist ein eigner Kauz, dieser alte Herr, und er ist schon bei lebendigem Leibe Gegenstand einer Volkssage geworden. Ah, erlauben Sie, daß ich auch diese Sage Ihnen erzähle:

„Er soll sich mit seiner Mutter nicht besonders gut gestanden haben. Sie hatte ihm sein Vermögen genommen, um es einem jüngeren Sohn zuzuwenden. So sagt man. Familiengeschichten! Zuletzt kam sie zum Sterben. Sie ließ ihn an ihr Bett rufen. Sie gab ihm vortreffliche Lehren der christlichen Liebe und

Versöhnung. Er hörte mit halbem Ohre zu. Dann sagte sie zu ihm, die Güter könne sie ihm zwar nicht hinterlassen: sie habe sich durch einen Familienvertrag gebunden. Es thue ihr leid, aber es sei einmal nicht anders. Allein desto mehr habe sie an ihrem Eigenen für ihn gespart, und Alles, was er an Gold und in Geld in ihrem Sterbezimmer finde, das vermache sie ihm hiemit, das sei sein alleiniges Eigenthum. Er achtete auch darauf nicht viel. „Was wird es sein?" dachte er. „Ein paar lumpige hundert Thaler!" Er will aber doch nachsehen. Er geht in dem Zimmer umher. Er öffnet einen Schrank, die blanksten Goldstücke lachen ihm entgegen. Er geht an einen zweiten, ebenso. An einen dritten, wieder. Alle Schränke, Kästen, Koffer, Commoden waren mit Goldstücken gefüllt, die die reumüthige Mutter für ihn gespart hatte. Da wird er gerührt. Es wird ihm weh ums Herz; die Leute sagen, zum ersten Mal in seinem Leben. Er eilt an das Bett seiner Mutter. Sie war gestorben, während er suchte. Er nimmt ihre kalten Hände, er drückt sie an seine Lippen. Er ruft weinend: Ah, gnädige Frau Mama, jetzt sehe ich, daß Sie mich doch geliebt haben! Den Abend wäre er beinahe in Champagner gestorben. Das ist die Volkssage von dem alten Hauptmann von Heiding."

Der Kittelmann schien auch, nachdem er seine Erzählung geschlossen hatte, den Eindruck nicht zu bemer-

ken, den sie fortwährend und selbst nach ihrem Schlusse auf den steifen Herrn und dessen Frau ausübte. Beide waren sehr unruhig geworden und suchten ihre Unruhe unter einem verstimmten Schweigen zu verbergen.

Der Kittelmann hatte jetzt mit allen Mitgliedern der kleinen Reisegesellschaft angebunden, wie wenigstens sie selbst meinen mochten. Er schien die Reihe von neuem beginnen zu wollen. Die junge Dame hatte gerade seit dem Augenblicke, in welchem er ihr einen sehr wichtigen Dienst geleistet, ihm doppelte Kälte und dreifachen Stolz entgegengesetzt. Er schien dafür Genugthuung haben zu müssen. Er suchte, als sie wieder aufbrachen, um in das Ruhrthal hinunterzusteigen, ihre Seite, und wußte, indem er mit ihr vorausging, sie unbemerkt von den Andern zu entfernen.

„Die Aussicht da oben war schön, mein Fräulein."

„Ja, mein Herr."

„Darf ich fragen, worin Sie eigentlich die Schönheit fanden?"

„Können Sie mir sagen, was überhaupt Schönheit ist, mein Herr?"

„Teufel, mein Fräulein, ich bin kein deutscher Professor. Als ich noch ein blutjunger Student war, da vermaß ich mich, zu meinen, wenn einmal eine recht schöne Dame die Frage an mich richte, dann werde ich die Antwort schon haben. Heute hat eine sehr schöne Dame sie an mich gerichtet, und die Ant-

wort fehlt mir erst recht. Und doch fühle ich gerade jetzt, was schön ist, und was ich so fühle, mein Fräulein, das kann ich Ihnen auch sagen. Schön ist wohl nur, was einem das Herz wohlthuend ergreift. Das Herz des Menschen ist aber im Ganzen zwar ein recht gutmüthiges, aber auch ein recht einfältiges Ding, das auf großen Scharfsinn eben keinen Anspruch machen kann. Deshalb können wir denn auch die Schönheit weder seciren, noch analysiren, noch definiren. Wir müssen sie eben in uns aufnehmen und sie auf uns einwirken lassen, wie sie an uns herankommt. Manchmal wird das arme Herz denn auch betrogen," setzte er auf einmal, scheinbar außer allem Zusammenhange, hinzu.

Die Dame stutzte wohl gerade darum über die Worte.

„Und das betrogene Herz," fuhr er fort, „bricht auch zuweilen. Dort, Fräulein, sehen Sie das kleine schwarze Kreuz unter der weißen Birke auf dem Hügel dort, rechts?"

„Ich sehe es."

„Da liegt auch ein betrogenes und zerbrochenes Herz. Aus der Franzosenzeit."

„Wie, mein Herr?" fuhr die Dame auf.

„Ah, mein Fräulein, Sie lieben die Volkssage; vielleicht gefällt Ihnen auch eine einfache Volksgeschichte. Vor wenigen Jahren — es war im Herbste des Jahres

1813 — die Franzosen waren bei Leipzig geschlagen. Sie wurden überall aus Deutschland hinausgejagt, überall verfolgt. Auch das Volk nahm Theil an dem Kriege, auch auf seine eigene Hand. Es war kein Krieg mehr, wenn der Einzelne, der Versprengte, der Verwundete, Kranke, Verhungernde, selbst gegen Weiber und Kinder, gegen Schaufel, Dreschflegel und Ofenstangen, um sein Leben kämpfen mußte. Das Volk war ein Verfolger seiner Unterdrücker, die ihm so lange und so viele Schmach angethan hatten. Da lief denn auch oft Grausamkeit mitunter. Zu jener Zeit hatte ein versprengter, verwundeter, kranker französischer Soldat sich in diese Berge geflüchtet. Er war vor der Wildheit der Menschen in die Wildniß der Natur geflüchtet. Er war um sein Leben geflüchtet. Er war krank und hungrig zum Sterben, und fremd, wildfremd in diesen Bergen. Und es war Herbst, und der Wind hatte die Pfade mit braunem Laube verschüttet. Er irrte umher, dem Tode nahe. So fand ihn ein junges Bauernmädchen, das aus dem Dorfe Tiefendorf nach dem Dorfe Oestrich zurückkehrte, wo sie zu Hause war. Wir sind vorhin an den Dörfern vorbeigekommen. Sie hatte keine blutgierigen Gedanken gegen den armen blassen Burschen mit den schwarzen Franzosenaugen. — Aber was ist Ihnen, Fräulein? Sie werden blaß. Ja, ja, der Morgen ist sehr heiß geworden. Befehlen Sie auszuruhen?"

„Nicht doch, mein Herr. Lassen Sie uns weiter gehen.“

„Ich darf auch fortfahren?“

„Warum nicht, mein Herr?“

„Wohlan. Das junge Mädchen gab dem jungen Burschen zu essen, und als es Abend geworden war, holte sie ihn ab nach dem Dorfe Oestrich, wo sie in ihres Vaters Scheune aus ihren eigenen Betten ein heimliches und warmes Lager bereitet hatte. Dort hielt sie ihn verborgen und half ihm seine Wunden verbinden und wartete und pflegte ihn, bis er wieder gesund geworden und zu Kräften gekommen war. Das war nach vier oder fünf Wochen. Er mußte nun weiter, er mußte fort. Auch das mußte heimlich geschehen. Sie hatte ihm Bauernkleidung verschafft. So brachte sie ihn selbst über das Gebirge, und dort unten setzte sie ihn in einem Nachen über die Lenne, und führte ihn bis auf die Landstraße, wo er sich nicht mehr verirren konnte. Der Franzose zog von da wohl frisch und munter seiner Heimat zu. Auch das Mädchen kehrte nach Hause zurück, aber blaß und mit gebrochenem Herzen. Sie ging von der Zeit an nur noch einen Gang, den letzten Weg, den sie mit ihm gemacht hatte, von Oestrich bis an die Lenne. An der Stelle, wo sie ihn im Nachen übergesetzt hatte, kehrte sie um. Nach einem halben Jahre kehrte sie zum letzten Male um. Sie konnte nicht mehr nach

Hause kommen. Unter der Birke dort, wo jetzt das Kreuz steht, war sie gestorben."

Die junge Dame hatte vergebens gesucht, sich Zwang anzuthun. Sie mußte heftigen Thränen den freien Lauf lassen.

„Nicht wahr, mein Fräulein," sagte der Kittelmann, „die Geschichte ist rührend?"

Die Dame konnte sich in keiner Weise mehr Gewalt anthun.

„Mein Herr, wer sind Sie?" rief sie.

„Ich?" lachte der Kittelmann. „Ich bin ein Reisender."

„Keinen Spott, mein Herr."

„Ein Vagabund denn."

„Sie kennen mich. Sie kennen —"

Sie stockte.

Der Kittelmann wurde ernst.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein. Ich kenne weder Ihren Namen, noch Ihre Verhältnisse noch Ihre Geschichte. Ich habe nur aus Einzelnem Anderes combinirt; wie es scheint, nicht falsch. Aber wie gesagt, beunruhigen Sie sich nicht darüber. Auch leichtsinnige Menschen können in gewissen Dingen fest und zuversichtlich sein, zumal in Geheimnissen Anderer."

Die Dame wurde wieder ruhiger.

Auf einmal wurde der Kittelmann unruhig.

Sie hatten das Thal vollends erreicht und waren

an dem Saume des Gebirges, aus dem sie herausgetreten waren, entlang gegangen. Ihr Pfad führte sie noch eine kleine Strecke so, bis an eine vorspringende Spitze des Gebirges. Dort wendete er sich von den Bergen ab, rechts, mitten in das Thal hinein, nach der Ruhr und nach dem Städtchen Westhofen zu, bei welchem eine Brücke über den Fluß führt.

Nach jener vorspringenden Spitze des Gebirges hin hatte der Kittelmann zufällig geblickt, und was er dort entdeckte, hatte ihn plötzlich unruhig gemacht, freilich auch fast in demselben Augenblicke seine leichtfertige Laune wieder geweckt.

„Alle Wetter, Fräulein!“ rief er. „Aber nehmen Sie sich zusammen.“

„Was haben Sie, mein Herr?“

„Seien Sie ganz ruhig. Blicken Sie nicht auf. Und vor allen Dingen erschrecken Sie nicht.“

„Aber, mein Herr, warum erschrecken Sie mich?“

„Gehen Sie ruhig weiter, Fräulein. Lachen Sie, lachen Sie, wenn Sie können.“

„Herr, Sie sind ein Narr.“

„Zum Teufel, Fräulein, die schwarzen Augen, die auf der Limburger Brücke aus dem Postwagen hinaussahen, blicken jetzt von der Bergspitze vor uns nach Ihnen. Der Mensch hat doch unsere Spur verfolgt und gefunden.“

Der Dame wollten die Kniee einbrechen. Aber sie

hatte die Kraft, dem Gebote ihres Begleiters zu folgen. Sie sah nicht auf, sie nahm eine gleichgültige Miene an; sie ging wie vollkommen ruhig weiter. Nur lachen konnte sie nicht.

„Sehen jene Augen scharf?“ fragte der Kittelmann.

„Er hat Falkenaugen.“

„Sind Sie in Gefahr vor dem Manne? Aber je größer die Gefahr ist, desto lustiger antworten Sie.“

„Sie ist groß,“ antwortete das Fräulein, aber mit bebenden Lippen.

„Eine verdammte Situation.“

„Mein Herr, kann ich Ihnen vertrauen?“

„Sehe ich denn ganz aus wie ein Spitzbube?“

„Mein Herr, retten Sie mich. Meine Eltern dürfen nichts wissen. Mein Vater —. Ich beschwöre Sie, retten Sie mich.“

Die Dame war nicht mehr kalt und hochmüthig.

„Mein Fräulein,“ sagte der Kittelmann, „werden Sie jedes Mittel zu Ihrer Rettung genehmigen?“

„Jedes ehrenhafte.“

„Eine kleine unschuldige Lüge ist nicht unehrenhaft.“

„Welche, mein Herr?“

„Zum Beispiel, daß Sie meine Braut sind.“

Das schien der Dame einen sehr tiefen Stich in das Herz zu geben. Sie warf einen Blick des Entsetzens auf den Mann in dem leinenen Kittel, der

nur der Rotüre angehören konnte. Aber ihr Blick war auch unwillkürlich auf die Bergesspitze gefallen.

„Um Gottes willen,“ rief sie. „Er steigt den Berg herunter.“

„Ja, mein Fräulein; er kommt auf uns zu.“

„Und er ist zu Allem fähig. Retten Sie mich; sagen Sie ihm, was Sie wollen.“

„Endlich! Jetzt, Fräulein, kehren Sie zu Ihrer Mutter zurück. Aber unbefangen, unter irgend einem Vorwande, und halten Sie sie auf.“

Die junge Dame blieb stehen, wie um sich nach der anderen Reisegesellschaft umzusehen, die in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten folgte. Dabei trat sie, wie von ungefähr, zur Seite. Dort stand ein Dornenstrauch. Sie trat in den Strauch; sie zerriß in den Dornen ihr Kleid.

„O weh,“ rief sie. „Die abscheulichen Dornen! Mein armes Kleid.“

Sie lief lachend zu ihrer Mutter.

„Sieh das Unglück, Mutter.“

„Du warst unvorsichtig, Therese.“

„Ich war es. Aber der Schaden muß hergestellt werden.“

Sie rief den Bedienten heran. Sie ließ sich ihr Reise-Necessaire geben. Das Unglück, das die Dornennadeln hatten anstiften müssen, wurde durch andere

Nadeln, von feinen, aristokratischen, aber kundigen Händen geführt, wieder gut gemacht.

„Teufel, diese Weiber!“ sagte der Kittelmann wieder.

Er war, wie unbekümmert um das zerrissene Kleid und nur mit seinen Gedanken beschäftigt, langsam weiter gegangen. Nach etwa vierzig oder funfzig Schritten stand er in dem schmalen Fußpfade vor einem Manne, der aus dem Gebüsche der vorspringenden Anhöhe in denselben getreten war und gerade auf ihn zukam.

Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann, mit demselben blassen Gesichte und denselben schwarzen Augen, die auf der Brücke zu Limburg aus dem Postwagen gesehen hatten. Ein edler Stolz sprach in der Haltung, in den Bewegungen, in dem schönen Gesichte des Mannes sich aus, der etwa in der Mitte der Dreißiger stehen konnte.

Er ging mit seinem ganzen Stolze auf den Kittelmann zu.

Auch der Kittelmann hatte seine schöne, hohe, etwas derbere Gestalt stolz aufgerichtet.

So blieben die beiden Männer vor einander stehen.

Der Fremde hatte wohl an dem Kittelmann vorbeigehen wollen, allein dieser zeigte deutlich seine Absicht, ihn aufzuhalten. Und zugleich zeigten auf seiner Brust sich jene Ehrenzeichen, die auf der Brust eines jungen

Mannes nur in siegreichen Schlachten gegen die Franzosen gewonnen sein konnten. Der Fremde konnte nicht vorübergehen. Aber er redete desto rascher und leidenschaftlicher den ruhig vor ihm Stehenden an.

„Monsieur, vous étiez en compagnie d'une jeune dame."

„Mein Herr," sagte der Kittelmann ruhig und stolz, „sprechen Sie deutsch."

„Vous ne parlez pas français, Monsieur?"

„In Frankreich, mein Herr, nicht hier, da Sie gewiß Deutsch verstehen werden."

Der Fremde besann sich.

„Wohlan, mein Herr," sagte er ruhiger und in gutem Deutsch, „wer ist die Dame, in deren Gesellschaft ich Sie sah?"

„Mein Herr," erwiderte ihm höflich der Kittelmann, „hätten Sie die Güte, mir mitzutheilen, was Ihnen ein Recht zu dieser Frage giebt?"

Der Fremde wollte auffahren; er hielt an sich.

„Mein Herr, ich hatte um eine Antwort gebeten."

„Ah, mein Herr, Sie bitten. Das ist etwas Anderes. Die Dame heißt Sophie Müller."

„Müller?" rief der Fremde. „Demoiselle Müller heißt jene Dame?"

„Fräulein Sophie Müller, wie ich Ihnen sage."

„Jene Dame dort, die ihr Kleid zerrissen hat?"

„Dieselbe."

„Und woher ist die Dame, wenn ich bitten darf?“

„Sie sind sehr wißbegierig. Sie ist aus Elberfeld, wenn Sie die Stadt kennen.“

„Und die Stellung ihres Vaters, wenn ich Sie danach noch fragen darf?“

„Der Vater ist Seifensieder.“

Der Fremde sann ein paar Secunden nach.

„Mein Herr,“ sagte er dann, „Sie werden erlauben, daß ich mich der Dame präsentire.“

„Mein Herr,“ erwiderte ihm ruhig der Kittelmann, „ich werde Ihnen das nicht erlauben.“

„Und warum nicht, mein Herr?“ fuhr der Fremde fort.

„Weil es mir nicht gefällt, mein Herr.“

„Welches Recht hätten Sie, mich zurückzuhalten?“

„Zum Teufel, mein Herr, die Dame ist meine Braut.“

In das blasse Gesicht des Fremden schoß ein dunkler Feuerstrom des Unmuths. Er wollte an dem Kittelmann vorbeistürzen.

Dieser vertrat ihm mit seiner unerschütterlichsten Ruhe den Weg.

„Mein Herr, bevor Sie mit der Dame ein Wort, nur einen Blick wechseln, müssen Sie vorher die Güte haben, ein paar Kugeln mit mir zu wechseln.“

Der Unmuth des Fremden wurde ein wildfreudiger.

„Auf der Stelle, mein Herr!“ rief er mit einem glühenden Blitze auf die Ehrenzeichen des Kittelmanns.

Der Kittelmann aber lächelte ein wenig spöttisch.

„Auf der Stelle, mein Herr? Ich bedaure, daß mir das unmöglich ist.“

„Warum, mein Herr?“

„Ich bin ohne Waffen, und soviel ich sehe, tragen auch Sie keine bei sich.“

„Wir begeben uns sofort in die nächste Stadt.“

„Auch das würde uns nicht zum Ziele führen.“

„Sie suchen Ausflüchte? Sie sind feig?“

„Mein Herr, sehen Sie dort einen jungen Herrn bei den beiden Damen?“

„Was soll er?“

„Er ist ein Officier von der preußischen Garde.“

„Was geht mich das an?“

„Und Sie, mein Herr, waren, wenn ich mir Sie recht betrachte, unzweifelhaft Officier in der Napoleon'schen Garde?“

„Ja, mein Herr,“ sagte der Franzose stolz.

„Wohlan, mein Herr. Ich habe bei Belle-Alliance gegen die französische Garde gekämpft, Sie werden daher begreifen, wenn ich sie über alle andern Garden der Welt stelle. Aber —“

„Sie suchen Ausflüchte, mein Herr.“

„Aber für diesmal müssen Sie doch schon jenem Herrn von der preußischen Garde nachstehen.“

„Mein Herr,“ rief ungeduldig der Franzose, „wollen Sie sich mit mir schlagen oder nicht?“

„Aber zum Teufel, mein Herr,“ rief auch der Kittelmann lauter: „um denn kurz mit der Sache herauszukommen, jener Officier dort hat mich vor einer halben Stunde auf ein paar Kugeln gefordert, und Sie werden einsehen, daß er das Vorrecht vor Ihnen hat.“

„Diable!“ rief der Franzose.

„Es thut mir leid, mein Herr. Aber nach den Gesetzen der Ehre kann ich mich mit Ihnen nicht eher schlagen, als bis ich mich mit ihm geschossen habe.“

„Er kann mir sein Vorrecht abtreten.“

„Wir wollen ihn fragen. Aber glauben Sie, daß er darauf eingehen wird? Würden Sie es an seiner Stelle?“

„Freilich. Aber so gehen wir alle Drei auf der Stelle, uns zu schlagen.“

„Ah bah, mein Herr, wir sind hier in einem Lande guter Polizei, und in welchem das Duell verboten ist. Wenn wir drei in irgend eine der kleinen Städte dieser Gegend kommen und Waffen kaufen wollten, eine Viertelstunde später säßen wir alle Drei in Polizeigewahrsam. Aber ich werde Ihnen einen andern Vorschlag machen. Jener Herr und ich treffen uns nach unserer Verabredung übermorgen, am sechsundzwanzigsten dieses Monats, des Morgens um neun Uhr, in

dem Hôtel Overweg in der Stadt Soest. Kennen Sie auch diese Stadt?"

Der Franzose nickte ja.

„Wohlan, so haben Sie die Güte, zu derselben Zeit sich gleichfalls dort einzufinden. Läßt dann der preußische Garde=Officier noch etwas von mir übrig, so werde ich mit Freuden dem französischen Garde=Officier zu Diensten stehen."

Der Franzose wollte noch einen mißtrauischen Blick bald auf den Officier — bald auf den Kittelmann werfen. Aber dieser stand, trotz des leichtfertigen Wesens, das er auch jetzt nicht ganz hatte verleugnen können, mit seinen Orden auf der Brust so stolz und zuversichtlich vor ihm, daß ein Zweifel keinen rechten Platz greifen konnte.

„Es sei, mein Herr," sagte er. „Ich werde Sie erwarten. Ich bin der Graf Durand, früher Oberst in der kaiserlich französischen Garde. Ihr Name, mein Herr?"

„Nach mir," antwortete der Kittelmann, „fragen Sie unter dem Namen Stein. Reinhold Stein, da es der Steine viele in der Welt gibt. Und nun noch Eines, mein Herr."

„Was wünschen Sie?"

„Sie werden bis nach Beendigung unseres Duells jene Dame, meine Braut, mit keinem Schritte mehr verfolgen."

Noch einmal fuhr der Franzose auf.

„Mein Herr, glauben Sie, daß ich die Gesetze der Ehe nicht kenne?“

Er kehrte stolz in das Gebüsch des Gebirges zurück, aus dem er gekommen war. Dort war er bald verschwunden.

„Ein verdammt hochmüthiger Bursch,“ sagte der Kittelmann.

Er ging langsam zu seiner Reisegesellschaft, die im Begriff war, wieder aufzubrechen.

„Ein französischer Tourist,“ erzählte er dort. „Ein interessanter Mensch. Ich habe mich angenehm mit ihm unterhalten. Wir fanden Gefallen an einander, und ich habe ihm versprochen, übermorgen in Soest wieder mit ihm zusammenzutreffen.“

Der Graf Borsewiz sah verwundert den Kittelmann an. Er schien nicht recht begreifen zu können.

So mochte es auch der jungen Dame ergehen. Aber sie mußte Gewißheit haben.

Sie ging mit dem Kittelmann voraus.

„Hat er Ihnen seinen Namen genannt, mein Herr?“ —

„Graf Durand, ehemals Oberst. Ein verdammt junger Oberst! Aber der Napoleon kennt seine Leute.“

„Was haben Sie mit ihm gesprochen?“

„Ich? Ich habe ihm erzählt, daß Sie meine Braut seien.“

Die Dame erblaßte.

„Daß Sie Sophie Müller heißen, aus Elberfeld gebürtig.“

Die Dame wurde glühend roth.

„Daß Ihr Vater dort Seifensieder sei.“

„Aber, mein Herr —!“

„Und daß er sich nicht unterstehen möge, bevor ich mich in Soest wieder mit ihm unterhalten hätte, Ihnen zu begegnen. Bis dahin sind Sie also sicher vor ihm, mein Fräulein; freilich leider nur bis übermorgen. Ich konnte jene Unterhaltung mit ihm nicht länger aufschieben. Und hier, mein Fräulein, trennen sich unsere Wege. Sie gehen dort rechts in die Wiesen hinein, nach dem alten Reichshofe Westhofen, und von da nach der Hohensyburg. Ich gehe hier zurück und nach dem Dorfe Ergste auf jener Anhöhe, wo heute Kirchmeß ist.“

„Sie wollen uns verlassen, mein Herr?“

„Meine Aufgabe ist vollendet. Ich wollte Sie vor dem Franzosen schützen. Jetzt muß ich zur Ergster Kirchmesse. Ach, Fräulein, Sie glauben nicht, welch ein herrliches Leben es auf so einer westfälischen Kirchmeß ist. Das ist ein rechtes Volksfest. Ich sehne mich danach. Ich habe so lange keine gesehen.“

Das Fräulein schien unterdeß zum ersten Male verlegen geworden zu sein.

„Mein Herr,“ sagte sie mit etwas ungewisser Stimme, „dürfte ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„Um meinen Namen?“ lächelte spöttisch der Kittelmann.

„Wir sehen uns vielleicht nie wieder.“

„Das ist leicht möglich.“

„Und ich bin Ihnen zu vielem Danke verpflichtet.“

„Nicht doch, Fräulein, unser kleines Abenteuer hat mir Freude gemacht.“

Er sah bei diesen Worten mit einem so frivolen Spotte die stolze Dame an, die er zu einer Seifensiederstochter, Sophie Müller aus Elberfeld gemacht, der er die Ehre erwiesen hatte, sie für seine Braut auszugeben, die er aber auch aus einer großen Gefahr errettet hatte, für die er noch im Begriffe stand, sein Leben gegen einen tapfern Officier der tapfersten Armee einzusetzen. — Das Fräulein konnte die Augen gar nicht zu ihm aufschlagen. Und diese Augen füllten sich mit Thränen. Waren es Thränen des Zorns, des Aergers? Und mit wem zürnte sie? Ueber wen ärgerte sie sich? Oder waren es vielleicht andere Thränen?

Wer war dieser Mensch, der sie so ansah, der jenes alles gethan hatte und noch thun wollte? Wer war er mit seinem leichtsinnigen Wesen, seinem Spotte, seinem Hohne, vor Allem mit seinen rohen Manieren,

seiner ganzen unaristokratischen, pöbelhaften Natur? Aber auch mit seinen Widersprüchen, seinem Sinne für die Poesie, für die Schönheiten der Natur, seinem Mitgefühle, seinem Muthe?"

Die übrige Reisegesellschaft war näher gekommen.

Der Kittelmann zog sehr höflich seine Mütze ab.

„Meine Damen und Herren," sagte er, „ich muß mich hier von Ihnen verabschieden. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir vergönnt haben, ein paar angenehme Stunden in Ihrer Gesellschaft zu verbringen."

Er folgte einem Fußpfade, der gerade aus eine kleine Anhöhe hinauf führte. Nach einer Minute war er jenseits der Anhöhe. Die Reisenden sahen ihn nicht mehr.

Sie schlugen den breiteren Weg rechts ein, der sie nach Westhofen und von da nach der Hohensyburg brachte.

Drittes Kapitel.

Auf der Hohensyburg.

Von dem alten ehemaligen Reichshofe Westhofen an der Ruhr, jetzt ein unansehnliches Landstädtchen, führt ein anmuthiger Weg am rechten Ufer der Ruhr entlang, durch Wiesen und Weiden an den Fuß des Berges, auf welchem die Ruinen der vormaligen Wittekindsveste Hohensyburg sich befinden. Mit jedem Schritte, den man den Berg hinansteigt, gewinnt man eine weitere und schönere Aussicht in das Lenne- und Ruhrthal und auf die beiden Ströme, die aus diesen Thälern sich ergießen. Auf der Höhe des Berges sieht man links vor sich, halb von Gebüsch verdeckt, die Ruinen; rechts blicken hinter einzelnen hohen Eichen und dichtgepflanzten Obstbäumen die Häuser des Dorfes Syburg hervor. In der Mitte zwischen Ruinen und Dorf liegt die Kirche des Dorfes. An ihr führt der Weg vorbei, auch wenn man zur Ruine will.

Jede Stelle, die man hier betritt, hat ihre Sage, ihre Legende, oder irgend eine geschichtliche Erinnerung.

Schon vor der Kirche, am Ende des Kirchhofs, gelangt man an den berühmten St. Petersbrunnen. Aus ihm mußte, der Sage nach, der edle Sachsenherzog, nachdem er vom Kaiser Karl dem Großen bezwungen war, mit allen seinen Mannen die christliche Taufe erhalten. Der Brunnen hat seitdem lange Zeit Wunder verrichtet. Jetzt ist er ein alter, faul und trübe gewordener Pfuhl.

Die Kirche — sie ist zwar nur klein, dunkel, traurig: aber in ihr, auf dem erhöhten Chor, an den Stufen des Altars, hat der große Kaiser Karl gekniet und gebetet und dem allmächtigen und allliebenden Gott dafür gedankt, daß er ihm den Sieg über die ungläubigen Sachsen verliehen und ihm beigestanden habe, den göttlichen Namen zu verherrlichen durch das Niederschlagen der verstockten Heiden und durch das Verbrennen ihrer Häuser und Verwüsten ihrer Länder. Jetzt ist der Fußboden der dunklen Dorfkirche mit Leichensteinen bedeckt, und an ihren niedrigen Pfeilern hängen die Sterbewappen des alten Adels der Grafschaft Mark.

Zu jener Zeit des großen Kaisers durchzog der Papst Leo der Dritte mit einem glänzenden Gefolge von Kirchenfürsten aus allen Ländern der Christenheit in feierlicher Procession Kirchhof und Kirche, um sie zu einer

heiligen Stätte zu weihen; denn an derselben Stelle hatte bis dahin eine Irmensäule, das unheilige Bild des Götzen Erodo, gestanden, das der Kaiser zerstört hatte. Jetzt hält dort den Gottesdienst ein einfacher protestantischer Landprediger, der, nachdem er seine Predigt beendigt hat, sich mit Frau und Kindern zu Tisch setzt, um Sauerkraut und Saubohnen, und westfälischen Schinken und Pumpernickel zu verzehren.

Die Reisenden hatten den Kirchhof zu Syburg erreicht. Sie blieben an seinem Rande stehen; man schien dort auf etwas zu warten.

Nach wenigen Augenblicken kam hinter der Kirche her Jemand auf sie zu. Es war ein ältlicher Mann, aber kräftig, derb, untersetzt, mit gebräuntem Gesichte, mit großen bespornten Stiefeln. Das mußte ein alter Landwirth sein. Er nahte sich eiliger, als er die Gesellschaft gewahrte. Sein Gesicht, ein braves, treues Gesicht, erheiterte sich. Als aber der steife Herr mit der älteren Dame ihm freundlich ein paar Schritte entgegentraten, standen Thränen in seinen Augen.

„Erlaucht!" sagte er, und er schien vor Freude und vor Rührung nicht weiter sprechen zu können.

Der steife Herr drückte ihm die Hand; der Mann drückte sie ehrlich und treuherzig, und doch so ehrerbietig wieder.

Auch die Dame hielt ihm ihre Hand hin, und indem der alte Mann seine Lippen darauf drückte, fie-

len aus seinen Augen ein paar große Thränen auf den weißen Glacéhandschuh. Die Dame sah es, und auch in ihre Augen traten Thränen. Sie war nicht minder gerührt.

Selbst der steife Herr war etwas angegriffen.

So sahen der westfälische Graf Lenhausen und seine Gemalin nach vieljähriger Trennung ihren alten, treuen Verwalter Böhmker wieder, der während ihrer langen Abwesenheit ihre Güter in Westfalen verwaltet hatte.

Der Blick des Verwalters ruhte mit Wohlgefallen auf der schönen Gestalt der jüngeren Dame.

„Comteß Therese?" fragte er.

Die junge Dame ging freundlich zu dem alten Diener ihrer Eltern. Sie reichte ihm ihre Hand. Sie war nicht stolz gegen ihn.

Der Graf Lenhausen sprach einige Worte heimlich mit seiner Gemalin; dann entfernte er sich mit dem Verwalter nach dem Dorfe zu.

Die Gräfin sprach darauf ein paar heimliche Worte mit ihrer Tochter.

Der Graf Borsewiz war noch in der Gesellschaft der Familie. Er war von ihr höflich behandelt worden, aber auch kalt; zuvorkommend war Niemand gegen ihn gewesen. Der alte Graf, als er sich mit dem Verwalter entfernte, hatte so wenig auf ihn geachtet, daß er sich nicht einmal von ihm verabschiedet

hatte. Freilich konnte es bedeuten sollen, daß er bald zurückzukehren und dann den Reisegefährten noch zu sehen hoffe. Es konnte aber auch bezeichnen, wie der preußische Graf dem stolzen westfälischen Reichsgrafen so gleichgültig war, daß dieser seine Anwesenheit nicht einmal bemerkte.

Der Graf Borsewitz schien die letztere Auslegung vorzuziehen. Er nahm Abschied von den beiden Damen, über deren Rang und Stand er nicht mehr zweifelhaft war, jedoch mit der ganzen Höflichkeit, die er ihnen, aber auch sich selber schuldig zu sein glaubte. Auf dieselbe Weise trennten sie sich von ihm.

Mutter und Tochter waren allein, auch der Bediente und der Führer hatten sie verlassen; sie waren dem Grafen nach dem Dorfe gefolgt; die Gräfin schien es so gegen ihren Gemal gewünscht zu haben.

Wer Mutter und Tochter, als sie so allein waren, scharf beobachtete, konnte bald bemerken, daß Jede von ihnen etwas auf dem Herzen und der Andern mitzutheilen habe. Am meisten drängte es die ältere Dame, ihr Herz zu erleichtern. War jenes Wiedersehen des alten Dieners, das allerdings manche alte Erinnerung in ihr neu, aber lebhafter aufwecken mochte, die Ursache? Oder stand gar dieses Wiedersehen mit dem Eintreten oder der Vorbereitung irgend eines wichtigen, für sie entscheidenden Ereignisses in Verbindung? Oder aber fühlte am Ende die Mutter nur

das Bedürfniß, mit der Tochter über deren sonderbares zweimaliges Erschrecken, das der aufmerksamen Dame nicht entgangen war, sich auszusprechen. Jedenfalls schien der Graf Lenhausen, der steife Herr, nicht der Vertraute zu sein, dem ihr Herz auszuschütten die Gräfin gewohnt oder nur geneigt war.

Auch der Tochter war es dieser Vater wol nicht.

Mutter und Tochter hatten sich wie ein paar vertraute Freundinnen untergefaßt. Sie gingen dennoch schweigend neben einander. Wie zwei Herzen zuweilen plötzlich das Bedürfniß der gegenseitigen Mittheilung fühlen, so fehlen dennoch nicht selten für die ersten Augenblicke die Worte; manchmal nur die Form der Einkleidung, manchmal selbst der Muth, von dem Geheimnisse sich zu trennen.

Die Damen gingen den Weg zu der Ruine. Sie gingen zwischen weißen Birken, frischduftenden Maien, blühenden wilden Kirschen.

So kamen sie mitten unter die alten tausendjährigen Mauerstücke.

Es ist schön an den Ruinen der Hohensyburg.

Da oben ist freilich nur Vergangenheit, Tod, Moder. Zerrissene Mauern, zerbröckelte Steine, verwitterter Mörtel. Rundumher die Stille des Grabes. Nicht einmal ein Vogel wird laut. Nur in der Nacht vielleicht eine Eule, der ein lauernder Fuchs nachschleicht.

Und dennoch, sind alle diese Zeichen des Todes nicht auch zugleich Zeugnisse einer großen, kräftigen Zeit, die einst auch hier geherrscht hat? Und hat in den zerbröckelten Steinen nicht frisches grünes Gebüsch kräftig seine Wurzel geschlagen, aus dem gebrochenen Mauerwerk hervorschauend, zu bezeugen, daß selbst aus dem Tode auch nach tausend Jahren neues Leben sprießen kann, auch neues geschichtliches Leben?

Aber wenden wir unsern Blick von der Ruine und von der Höhe weg. Welch eine wundervolle Gegend liegt da unten vor uns! Rechts wälzt sich die Ruhr in enge Schluchten des Ardey hinein. Gerade vor uns breitet sich das reizende Lennethal aus, mit dem schönen Strom in seiner Mitte, Dörfer und Edelsitze zu beiden Seiten, im Hintergrunde das Schloß Hohenlimberg, über diesem die hohen Berge des Sauerlands emporragend. Links endlich das weite und reiche Ruhrthal, wieder mit seinem schönen Strome, seinen Landstädtchen, Dörfern, adeligen und andern großen Höfen, seinen unabsehbaren Wiesen und Weiden, eingefaßt von den hohen, waldbedeckten Bergen.

Und überall da unten, nach allen Seiten, in allen Schluchten und Thälern, das frische, fröhliche, geschäftige Leben der Gegenwart, in Wald und Flur, in Wiese und Weide, auf dem Wasser, in den Fabriken.

Die beiden Damen hatten sich auf eine Rasenbank

gesetzt, die an eines der alten Mauerstücke angelehnt war. Die schöne Gegend lag dort voll vor ihnen. Aber sie schienen beide keinen Sinn dafür zu haben. Die Tochter sah unruhig nach der Stelle hinüber, wo sie aus dem jenseitigen Gebirge in das Ruhrthal hineingetreten waren. Fürchteten ihre Augen noch immer dort dem französischen Obersten zu begegnen? Die Mutter sendete träumend ihre Blicke den Ruhrstrom hinauf. Dort wo dicht an seinem Ufer die hohen italienischen Pappeln standen, blieben sie haften. Das große weiße Haus unter den Pappeln konnte man nicht mehr sehen; aber die Bäume ragten hoch und klar am Horizont hinauf.

Das Auge der Gräfin wurde wieder feucht, als sie zu ihnen hinsah. Ihr Herz öffnete sich noch nicht. Aber es bedurfte dazu nur noch eines geringen äußeren Anlasses.

Die Tochter sah die Thränen der Mutter.

„Du findest hier alte Erinnerungen, Mutter?"

„Ja mein Kind. Ich sehe die Bäume von Ellerburg."

„Jene Pappeln dort?"

„Dort."

„Schon der Anblick des alten Verwalters, der von da kam, ergriff Dich so!"

„Welche Nachrichten mag er uns bringen?"

„Ihr erwartet wichtige Nachrichten?"

„Entscheidende. Das Glück meines Lebens, mein Leben hängt davon ab.“

„Mutter, ich habe Dich nie glücklich gesehen.“

„Konnte ich es sein?“

„Aber Du mußtest darum nicht doppelt leiden. Du hast auch Dein Herz nie ausgeschüttet. Der Vater verstand Dich nicht. Ich — Willst Du auch in dieser Stunde einer Entscheidung, die Du erwartest, Deine Tochter, Deine einzige Tochter und Freundin, nicht zu Deiner Vertrauten machen? Ich habe Dich nie gefragt, heute muß ich es, um Deinetwillen.“

Wie besonnen verständig auch die junge Dame sprach, sie sprach auch nicht ohne Gefühl. Sie hatte das Herz der Mutter geöffnet. Die Unglückliche warf sich in die Arme der Tochter.

„Nicht blos meine einzige Tochter, mein einziges Kind bist Du. Karl, ist er mein Sohn, ist er Dein Bruder? Wir wissen es nicht. Nur Einer weiß das furchtbare Geheimniß. Nur Einer, der das Verbrechen verübt, der seine Fäden noch heute in seiner Hand hat, der sie mit teuflischer Lust verbirgt. O Therese, welche Qualen habe ich seit einem Vierteljahrhundert gelitten, leide ich noch jetzt, täglich, stündlich!“

„Sprich nicht ferner in Räthseln, Mutter. Erleichtere Dir endlich das Herz.“

Die Mutter mußte endlich ihr Herz erleichtern.

„Es ist eine traurige Geschichte, eine Geschichte voll Selbstsucht, und mithin voll Verbrechen, und mithin voll Unglück, die ich Dir zu erzählen habe. Ich wollte sie Dir schon längst, auf dieser Reise schon täglich, mittheilen. Denn Du mußt sie erfahren. Ich hatte bald nicht den Muth, bald nicht die Gelegenheit dazu."

„Meine Schwiegermutter, Deine Großmutter, war eine geborene Gräfin Lenhausen, aus dem Hause Hauenstadt. Sie war der letzte Sproß dieses Zweiges der Familie Lenhausen. Dieser Zweig war in dem Besitze der bedeutenden Hauenstädtischen Güter, und es entstand die Frage, ob die Güter als ein lediger Anfall auf die letzte Tochter übergehen könnten, oder ob sie nach alten adeligen Rechten an den agnatischen Stamm Lenhausen-Ellerburg zurückfallen müßten. Die berühmtesten Rechtsgelehrten, die zu Rathe gezogen wurden, waren zweifelhaft. Die beiden Familien waren endlich auf den einzig verständigen Gedanken eines Vergleiches gekommen. Die letzte Erbin selbst machte den Vergleich unmöglich. Elisabeth Lenhausen-Hauenstadt war eine schöne, stolze, aber auch sehr gefallsüchtige Dame. Während des siebenjährigen Krieges kam häufig Einquartierung nach Schloß Hauenstadt, im bunten Wechsel bald französische, bald englische, bald preußische, bald andere, am meisten preußische. Und die preußische sah Elisabeth Lenhau-

sen am liebsten. Sie schwärmte für den großen König, daher auch für seine Officiere. Nicht so freilich ihr Vater, noch weniger die übrigen Mitglieder der Familie. Das preußische Regiment war damals in denjenigen Theilen Westfalens, in denen es nicht, wie in der Grafschaft Mark, in Minden und Ravensberg, seit alter Zeit bestand, ein nicht beliebtes. Man fürchtete seine Bureaukratie, seinen Militärzwang. Der reiche, mächtige westfälische Adel fürchtete zugleich das System der Unterdrückung der Adelsmacht, das schon seit dem großen Kurfürsten in Preußen herrschte.

„Wie Elisabeth Lenhausen die preußischen Officiere vorzog, so wurde sie von ihnen aufgesucht und ausgezeichnet. Die schöne Dame war zugleich eine reiche Erbin, eine reichere, als der gesammte Adel Preußens sie aufzuweisen hatte. Wer von jenem Familienstreite erfuhr, wurde darum nicht bedenklich. Ihr großer König schrieb dem europäischen Staatsrechte neue Phasen vor; wie werde er sich um ein einfältiges, veraltetes Recht des westfälischen Adels kümmern, wenn es auf das Interesse eines seiner verdienten Officiere ankam? Zwar gehörte das Land ihm noch nicht; aber lange konnte es seinen Eroberungen nicht entgehen.

„So dachte auch der Major von Heiding. Er war einer der schönsten und tapfersten, aber auch einer der ärmsten Officiere der preußischen Armee. Er

wußte das Herz Elisabeth's zu gewinnen. Er hielt um ihre Hand an. Der stolze, reiche westfälische Graf verweigerte sie dem armen Officier von zweifelhaftem preußischen Adel. Elisabeth entfloh mit dem Officier. Sie ließen sich in Preußen trauen.

„Der Vergleich zwischen beiden Familien war jetzt unmöglich; um so mehr, als eine von den Agnaten bereits besprochene Bedingung nicht mehr erfüllt werden konnte. Elisabeth hatte ihren Vetter, den einzigen Sohn des Grafen Lenhausen-Ellerburg, heirathen sollen. Vielleicht hatte gerade diese Bedingung zu dem Entschlusse ihrer Flucht mit beigetragen. Der Graf Gotthart Lenhausen war zehn Jahre älter als sie, und ein mehr als bequemer und beinahe mehr als bornirter Mann.

„Nach einigen Jahren war der Major von Heiding in einer Schlacht in Schlesien gefallen. Er hinterließ seine Witwe mit einem Kinde, einem Knaben, ohne Vermögen und ohne Subsistenzmittel. Der König, dessen Finanzen durch die fortwährenden Kriege stets erschöpft waren, konnte ihr kaum eine Witwenpension geben, die sie und ihr Kind vor dem Hungertode schützte. Andererseits war ihr Gesicht unterdeß durch die Blattern zerrissen, eine neue Partie wollte ihr daher nicht gelingen, und ihr Vater lebte noch, so daß sie selbst auch ohne Vermögen war.

„Der Vater hatte seit ihrer Flucht jede Verbin=

dung mit ihr abgebrochen. Sie hatte sich, glänzend in einem meist glänzenden und stets abenteuerlichen Leben, nicht um ihn bekümmert. Ein armes, elendes, dunkles Leben konnte sie nicht führen. Nach dem Tode ihres Mannes bat sie ihren Vater, ihr seine Liebe wieder zu schenken und sie wieder aufzunehmen. Er nahm sie wieder auf, er schenkte ihr seine Liebe wieder. Aber nur ihr, nicht ihrem Kinde, das sie mitbrachte. An dem Knaben war ihm Alles verhaßt, selbst der Name Friedrich, den er nach dem Könige trug. Er sah in ihm nur den Sohn „eines preußischen Hungerleiders, der sich von Adel habe nennen dürfen, weil sein Vater oder Großvater von einem Könige in Preußen einmal ein Officier- und Adelspatent erhalten habe". Der Knabe hatte gute Anlagen, Geist, Feuer, kein schlechtes Herz, Ehrgeiz. Die Zurücksetzung schmerzte ihn anfangs, verdroß und erbitterte ihn zuletzt. Er wurde trotzig, tückisch.

„So verging manches Jahr, bis der Vater Elisabeth's starb.

„Ihre Lage wurde jetzt eine schlimmere. Der Proceß um Hauenstadt begann. Die Hauenstadtischen Güter wurden auf Antrag ihres Gegners unter gerichtliche Verwaltung gestellt, und sie erhielt nur geringe Sustentationsgelder daraus, die blos für ihre persönlichen Bedürfnisse, nicht auch für die ihres, der Familie fremden Kindes berechnet wurden.

„Der Knabe fing an, die Familie, die so ihn geradezu ausstieß, zu hassen.

„Die Lage der Mutter sollte sich bald bessern, nicht die ihres Sohnes.

„Der Graf Gotthart hatte nach der Flucht Elisabeth's sich mit einer Dame aus einem der ältesten westfälischen Häuser verheirathet. Sie starb jetzt, und zwar ohne ihrem Gemal ein Kind geschenkt zu haben. Für den ehrgeizigen, unruhigen, intriganten Geist Elisabeth's gab es nun kein Hinderniß mehr, in eine äußerst glänzende Lage zu kommen. Jene Jahre, in denen sie einst vor dem trägen, halbschwachsinnigen Vetter floh, lagen weit zurück. Was sie damals verschmäht hatte, suchte sie jetzt mit Eifer auf. Sie erreichte ihren Zweck, freilich unter einer schweren Bedingung.

„Der Graf Gotthart war eigensinnig. Er hatte zugleich den Proceß in erster Instanz gewonnen. Dies machte ihn noch eigensinniger. Sein Advocat unterstützte ihn. Nicht blos dieser, der ganze westfälische Adel, soweit der Graf mit ihm bekannt war. Der Preußenhaß leitete sie. Der Sohn des preußischen Officiers mußte von jedem Antheile an den westfälischen adeligen Gütern ausgeschlossen werden, sofern die Gesetze ihm nicht einen unabweislichen Anspruch gaben. Die Gesetze gaben ihm aber nur für den Fall Rechte, wenn der Graf Gotthart ohne alle Nach-

kommen starb, und nun erst die Güter wieder an die Gräfin Elisabeth, die Witwe Heiding, zurückfielen. Dies setzte aber voraus, einmal, daß der Graf Gotthart nicht wieder anderweit heirathete, und zum zweiten, daß bei seinem Tode die Gräfin Elisabeth noch am Leben war.

„So kam zwischen dem Grafen Gotthart, der Gräfin Elisabeth, verwitweten von Heiding, und einem Vormunde, den man willkürlich ihrem Sohn bestellte, folgender Vertrag zu Stande: Der Graf Gotthart und die Gräfin Elisabeth heirathen einander. Die Lenhausen=Ellerburgischen und Lenhausen=Hauenstadtischen Güter werden zu einer einzigen, unzertrennlichen Vermögensmasse vereinigt. In diese ganze Vermögensmasse wird nach adeligem Erstgeburtsrechte succedirt; jedoch in der Weise, daß, wenn in der einzugehenden Ehe ein Sohn geboren wird, dieser als der Erstgeborne gilt, mithin allein die sämmtlichen Güter erhält. Der Vorsohn der Gräfin Elisabeth, Friedrich von Heiding, erhält für diesen Fall zwar den lebenslänglichen Nießbrauch des Ellerburgischen Witwensitzes Elbach, aber weiter nichts. Werden in der neuen Ehe nur Töchter geboren, so erhalten auch diese die sämmtlichen Güter, jedoch mit Ausnahme des Witwensitzes Ellbach, der alsdann dem Friedrich von Heiding eigenthümlich zufällt. Bleibt die Ehe ganz kinderlos, so fällt der genannte Gütercomplex an Friedrich von Heiding.

Endlich war noch folgende Bestimmung aufgenommen: Sollte auch die neue Ehe mit Kindern gesegnet werden, diese aber sterben, ohne ihrerseits männliche Erben zu hinterlassen, dagegen alsdann Friedrich von Heiding männliche Nachkommen am Leben haben, so fallen an diese die sämmtlichen vereinigten Lenhausen-Ellerburgischen und Lenhausen-Hauenstadtischen Güter, und etwaige Enkelinnen der neuen Ehegatten müssen mit einer in dem Hause Ellerburg herkömmlichen Fräuleinabfindung sich begnügen.

„Diese Bedingung hatte die Witwe von Heiding, allen Widersprüchen zum Trotze, für ihren Sohn in den Vertrag hineinzubringen gewußt. Sie hat viel zu dem späteren Unglücke in der Familie beigetragen.

„Die verabredete Ehe kam zu Stande. Der Graf Gotthart haßte seinen Stiefsohn, wie der verstorbene Graf Lenhausen-Hauenstadt seinen Enkel gehaßt hatte. Der Knabe haßte ihn dafür wieder.

„Der Haß des Grafen nahm zu, als ihm unerwartet ein Knabe geboren wurde, Alexis, mein Mann, Dein Vater. Friedrich von Heiding's Haß übertrug sich auch auf den neuen Halbbruder. Als der Stiefvater das sah, mußte der „Preuße" aus dem Hause, dahin, „wohin er gehöre". Er war zwölf Jahre alt; er wurde als Junker in das preußische Grenadierregiment zu Hamm gebracht. Nach Hause durfte er nicht wieder zurückkehren.

„So vergaß ihn auch mit der Zeit seine eigne Mutter, die ihn wohl nie mit besonderer Zärtlichkeit geliebt hatte. Desto mehr wendete ihre Liebe sich ihrem Sohne Alexis zu, dem Träger des stolzen Namens Lenhausen, der bestimmt war, als Erbe der sämmtlichen vereinigten Lenhausen'schen Güter, dem Namen einen neuen Glanz zu verleihen.

„Der Haß Friedrich's wurde immer feindlicher, gegen seine Mutter, gegen seinen Stiefvater, besonders gegen seinen Halbbruder. Er sollte zuletzt ein tödtlicher werden.

„Der Graf Gotthart war gestorben. Der Graf Alexis war zwanzig Jahre alt geworden. Seine Mutter suchte eine Gemalin für ihn. Ihre Wahl fiel auf mich. Ich war siebzehn Jahre alt. Meine Eltern wünschten die Verbindung. Ich unterwarf mich ihrem Wunsche. Zu der Verlobung war auch der Hauptmann von Heiding aus Hamm eingeladen.

„Er hatte mich schon früher mit seinen Liebeserklärungen verfolgt und besaß die Unverschämtheit, diese zu wiederholen. Fühlte er wirkliche Zuneigung zu mir, oder wollte er mich aus Haß und Mißgunst gegen Mutter und Bruder verderben? Ich weiß es nicht. Er war schon damals als einer der ausschweifendsten Officiere bekannt; er war ein schlechter, lasterhafter Mensch. Es ist leider erklärlich, wie der stets von seiner Familie Gehaßte, später von ihr völlig

Ausgestoßene, der schon als kleiner Knabe trotzig und tückisch hatte werden müssen, einem zügellosen Leben verfallen, ein Mensch mit einem bösen, schlechten Herzen werden konnte.

„Ich hatte früher auf ihn nicht gehört. Ich wies ihn jetzt mit Verachtung zurück. Er verfolgte mich desto mehr. Er verfolgte mich mit Ostentation, unzweifelhaft um Alexis zu kränken und an mir sich zu rächen. Alexis, sonst so ruhig, ließ sich hinreißen, ihn mit eigener Hand zu züchtigen. Er wollte sich mit dem Degen rächen. Die Bedienten mußten ihn gewaltsam vom Brudermord zurückhalten.

„Die Mißhandlung, die er erlitten, war bekannt geworden. Man zwang ihn, seinen Abschied zu nehmen.

„Ich hatte unterdeß Deinen Vater geheirathet. Wir hatten unsere Wohnung auf Schloß Ellerburg genommen. Meine Schwiegermutter war seitdem auf ihren Witwensitz Ellbach gezogen. Die beiden Schlösser liegen einander unmittelbar gegenüber, nur die Ruhr trennt sie.

„Dort nahm auch, nachdem er seinen Abschied erhalten, der Hauptmann Heiding seinen Wohnsitz. Er hatte nach dem Familienvertrag ein Recht dazu. Er machte Gebrauch von diesem Rechte aus Haß und Rache gegen uns. Welch eine fürchterliche, nicht geahnte, nicht zu ahnende Rache sollte er gegen uns ausüben!

„Er hatte eine Person mitgebracht, mit der er schon in Hamm zusammen lebte: die Schwester eines Soldaten aus seiner Compagnie, den er stets als Gehülfen zu seinen schlechten Streichen gebraucht hatte, und der zuletzt, um nicht wegen Verbrechen Spießruthen laufen zu müssen, vom Regimente desertirt war.

„Ich erwartete damals meine erste Niederkunft. Deshalb konnten wir Ellerburg nicht verlassen.

„Auch jene Person, die der Hauptmann mitgebracht hatte, Sophie Baumann hieß sie, erwartete zu derselben Zeit ihre Niederkunft. Sie gebar einen Sohn. Vierzehn Tage später genas auch ich von einem Knaben. Ein entsetzliches Verbrechen wurde jetzt ausgeführt.

„Mein Kind war drei Wochen alt. Es war wenige Tage vorher getauft. Der König Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen kehrte damals von der Belagerung von Mainz zurück, um schleunig nach Polen zu gehen. Er reiste durch Westfalen. Er übernachtete in Hamm. Der gesammte Adel der Grafschaft Mark war dahin entboten. Wir waren damals noch nicht preußisch. Aber der Kurfürst von Köln hatte gewünscht, daß mein Mann sich nach Hamm begeben möge, um in seinem, des Kurfürsten, Namen den König zu begrüßen. Mein Mann mußte zwei Tage ausbleiben. Er hatte den größten Theil der Dienerschaft mit sich genommen;

es waren nur wenige Leute bei mir im Schlosse zurückgeblieben. Wir hatten ja keine Ahnung von dem furchtbaren Verbrechen, das in der einen Nacht der Abwesenheit meines Mannes verübt werden sollte, verübt werden sollte in Folge eines unzweifelhaft vorher überlegten und verabredeten Planes. Die Reise meines Mannes nach Hamm war schon mehrere Tage vorher bekannt geworden.

„Mein Schlafgemach war im zweiten Stock des Hauses. Vor meinem Bette stand die Wiege meines Kindes. In einem Zimmer nebenan, dessen Thür offen war, schlief die Amme; in einem Zimmer auf der andern Seite meine Kammerjungfer.

„Ich schlief ruhig. Mitten in der Nacht wurde ich geweckt. Die Kammerjungfer stand vor meinem Bette. Aus dem anderen Nebenzimmer stürzte die Amme herbei. Beide waren halbangekleidet. leichenblaß, zitternd an allen Gliedern. Sie glaubten schon seit einiger Zeit unheimliches Geräusch unten im oder an dem Hause vernommen zu haben, wie ein Stoßen und Brechen an Thüren und Fenstern. Auf einmal hörten sie den lauten Ruf: Diebe! Räuber! Der Wächter des Schlosses rief. Unmittelbar darauf hörten sie einen unterdrückten Hilferuf, dann ein Kämpfen und Ringen. In diesem Augenblicke eilten sie zu mir, mich zu wecken. Während sie erzählten, war plötzlich Alles still geworden. Man konnte schon meinen,

sie hätten geträumt. In dem nächsten Augenblicke kamen rasche, polternde Tritte die Treppe herauf. Ich sprang aus dem Bette, in der Eile die nothdürftigste Kleidung über mich werfend. Die Thüre, die aus meinem Zimmer auf den Corridor führte, war verschlossen; ebenso die des Zimmers der Amme. Die Kammerjungfer war zweifelhaft, ob sie die Thüre ihrer Kammer abgeschlossen habe. Sie wollte hineilen. Die Thür war von außen schon aufgerissen. Mehrere Menschen stürzten aus ihrer Stube in die meinige. Das Nachtlicht beschien vier Männer in blauen Leinwandkitteln, mit geschwärzten Gesichtern. Zwei ergriffen mich, zwei andere die beiden Dienerinnen.

„Eine fürchterliche Ahnung, eine furchtbare Angst faßten mich. Sie raubten mir beinahe die Besinnung. Ich flehte um Gnade für mein Kind. Die Männer lachten. Sie suchten nur Geld, sagten sie, keine Kinder. Wir sollten alles Geld im Hause anzeigen, verlangten sie. Sie schleppten mich aus dem Schlafgemach; zugleich mit mir die Dienerinnen; diese in das Plainpied des Hauses, mich in das Arbeitsbureau meines Mannes.

„So blieb mein Kind allein zurück, ohne Schutz, ohne Zeugen in der Gewalt einer Räuberbande. Denn jene vier Räuber waren nicht die einzigen, die in das Haus gedrungen waren; andere Gestalten drangen die Treppe hinauf, während wir hinuntergeschleppt wurden.

Das Kind war von dem Lärm nicht aufgewacht. Es schlief, als ich von ihm gerissen wurde. Es schlief so süß, als noch auf der Schwelle der Thür mein letzter Blick es traf. Mein Kind! rief ich, laßt mich mein Kind mitnehmen! — Es wird ihm nichts geschehen, versicherten mich die Räuber, aber sie versicherten es mit höhnischem Lachen.

„In den Zimmern meines Mannes zeigte ich Alles an, was von mir verlangt wurde; seine Privatkasse, die Kirchenkasse, die er verwahrte, andere Gelder. Wir konnten ja Alles ersetzen. Ich wollte nur zu meinem Kinde zurück; eine stets größere Angst ergriff mich für das verlassene, hilflose Geschöpf. Welche Ewigkeit blieb ich dennoch von ihm getrennt! Die Räuber verlangten immer mehr von mir. Ich gab ihnen Alles, was ich selbst besaß, meinen Schmuck, meine Kostbarkeiten. Ueber eine Stunde, beinahe anderthalb Stunden dauerte meine Marter, meine Qual. Ein durchdringendes Pfeifen unten am Hause schien endlich das Signal für das Abziehen der Bande zu sein. Die Räuber, die mich gehalten hatten, eilten fort. Andere hörte ich durch die Gänge eilen. Ich hatte nur einen Gedanken: mein Kind! Man hatte mich nicht gebunden. Ich flog zu meinem Schlafzimmer zurück. Die Thüre war angelehnt, wie ich sie verlassen hatte. Ich stürzte in das Zimmer.

„Das Kind lag in der Wiege. Es schlief. Alles

ebenfalls ganz so, wie ich es verlassen hatte. Ich sah weiter in der Stube umher. Es war nichts darin verändert. Alles war an seinem alten Platze, in seinem vorigen Zustande, in seiner früheren Ordnung. Auch das Nachtlicht brannte ruhig fort. Keine Spur, daß während meiner Abwesenheit ein menschlicher Fuß das Zimmer betreten habe.

„Ich athmete wieder auf. Ich kehrte zu der Wiege zurück. Ich beugte mich über das Kind, seinem süßen Athem näher zu lauschen, seine theuren Züge näher zu sehen, einen leisen Kuß auf seine holden Lippen zu hauchen.

„Ein furchtbarer Stich durchbohrte mein Herz. Mir dunkelte es vor den Augen. „Das ist nicht mein Kind," rief ich. „Wo ist mein Kind? Gebt mir mein Kind!"

„Ein Kind lag in der Wiege, aber es war nicht mein Kind. Das waren andere Züge; das war nicht der kleine Mund, die zarte Wange, die feine Nase, die durchsichtige Haut meines Karl. Das war ein fremdes Kind.

„Ich riß die Nachtlampe von dem Tische; ich stürzte damit zu der Wiege; ich leuchtete in das Gesicht des Kindes. Das Kind erwachte von dem hellen Schein. Es schlug die Augen auf. Waren es die Augen meines Kindes? Sie waren völlig so groß,

ebenso blau, von denselben langen, braunen Wimpern überschattet.

„Ich wurde wieder irre; ich schwankte, ich zweifelte. Ich besah das Zeug, in welchem das Kind lag, sein Nachtjäckchen, sein Mützchen, jede Spitze daran, jede Naht, jeden Nadelstich. Es war das Zeug meines Kindes, Stück für Stück; keine fremde Naht, kein fremder Nadelstich. Ueberall meine Leinwand, meine Seide, meine Spitzen, mein Namenszug, unser Wappen, die Arbeit, die unter meinen Augen gefertigt war, an der ich selbst mitgearbeitet hatte. Ich wollte aufathmen.

„Aber ein neuer Stich bohrte sich plötzlich in mein Herz. Wie saß das alles so sonderbaran dem Kinde! So hatte die Amme es nicht gekleidet; so hatte ich nicht dabei geholfen. Eine fremde, eine unkundige Hand hatte so dem Kinde das Mützchen aufgesetzt, so ihm das Jäckchen angezogen.

„Ich besah wieder das Kind, sein Gesicht, seinen Mund, seine Stirne, seine Nase, seine Händchen, seine sämmtlichen Glieder. Das war wieder Alles anders, größer, derber, gröber.

„Aber doch dieselbe Form, und besonders dieselben großen blauen Augen, dieselben langen, braunen Wimpern meines Karl.

„War es mein Kind? War es nicht mein Kind? Ich war dem Wahnsinn nahe.

Ich rief nach der Amme, nach der Kammerjungfer, nach den zwei Bedienten, die im Schlosse zurückgeblieben waren. Niemand kam, Niemand antwortete mir. Ich eilte aus dem Zimmer, sie aufzusuchen: ich wollte von ihnen erfahren, wo mein Kind sei; ich wollte mein Kind von ihnen zurückfordern.

„Aber es kamen mir klarere Gedanken zurück. War mir wirklich mein Kind geraubt, verwechselt? Waren nicht vielmehr die Veränderungen, die ich zu bemerken glaubte, bloße Eingebungen einer durch Angst und Schrecken wild und wirr aufgeregten Phantasie? Entkleidet war das Kind gewesen, darüber konnte kein Zweifel sein; aber konnte der Räuber, der es gethan hatte, nicht Geschmeide oder sonstige Kostbarkeiten an dem Körper des Kindes gesucht haben? Konnte die Entkleidung und Wiederbekleidung nicht gar absichtlich geschehen sein, veranstaltet durch den, der, wenn es mir geraubt war, allein es mir hatte rauben lassen, absichtlich, um seine Rache auf meine bloße Angst zu beschränken? Wenn das, warum dann unter den Leuten eine falsche Nachricht, auch nur einen Zweifel verbreiten, der für immer einen Flecken auf unsere Familie werfen mußte? — War aber mein Kind fort, konnten jene es mir wieder verschaffen? Es war dann nur von dem Hauptmann, von meinem Schwager mir geraubt. Darüber war ich sofort im Klaren gewesen. Durch den Raub meines Kindes, durch den Tausch mit dem seinigen,

mit dem jener Sophie Baumann, hatte er ein doppeltes Ziel seiner Rache erreicht. Sein schlechtes Herz war zu Allem fähig. Nur von ihm konnte ich mein Kind zurückerhalten. Und dazu hatte ich leider bei seinem Charakter jede Aussicht verloren, wenn einmal der Raub bakannt geworden war. Nicht einmal einen Zweifel durfte ich laut werden lassen. Ich mußte meine Angst, meine Qual, meine Verzweiflung in mir verschließen.

„Ich vernahm unten im Hause Klagetöne. Ich ging ihnen nach. Sie kamen aus der Bedientenstube. Dort hatten die Räuber die Leute des Schlosses gefesselt zurückgelassen. Ich befreite sie.

„Ich ließ mir von ihnen erzählen: sie konnten mir nur wenig mittheilen. Sie waren plötzlich, unvorbereitet, meist im Schlafe von den Räubern überfallen, gebunden, geknebelt und dann sofort in das Bedientenzimmer geschleppt worden. So auch zuerst der Nachtwächter des Schlosses, der, vor dem Portal niedergekauert, einen Augenblick eingeschlafen und überrascht worden war. Niemand hatte auch nur einen einzigen der Räuber erkannt. Ihre Aussprache war eine fremde, nicht die der Gegend gewesen. Es zog damals viel fremdes, verdächtiges Gesindel durch die Gebirge Westfalens. Die Bande hatte übrigens mindestens aus zwölf, zum großen Theil bewaffneten Männern bestanden. Weitere Auskunft konnte ich von den

Leuten nicht erhalten. Niemand wußte, woher die Räuber gekommen, wohin sie gegangen seien.

„Ich fragte wiederholt, ob man nichts besonders Auffallendes bemerkt habe; ob man nicht gesehen, daß einer der Räuber etwas Besonderes in das Haus hineingetragen, oder anderes als geraubtes Gut hinausgebracht habe; ob man nicht besondere, auffallende Töne gehört habe? Nach Näherem, nach meinem Kinde unmittelbar, durfte ich nicht fragen. Niemand war auch nur das Geringste aufgefallen.

„Ich ordnete an, daß auf der Stelle, mit Hilfe der Nachbarschaft, den Räubern nach allen Richtungen nachgesetzt werde. Dann kehrte ich mit der Amme zu dem Kinde zurück, pochenden Herzens. Welchen Eindruck würde das Kind auf sie machen? Würde sie ein fremdes Kind finden, oder das Kind wieder erkennen, dem sie bisher die Brust gereicht hatte? Das Auge der Amme sieht oft schärfer, als das der Mutter; sie hat hundertmal mehr Erkennungszeichen. Ich ließ sie dem Kinde die Brust geben. Ich verfolgte mit durchbohrendem Auge, mit angehaltenem Athem jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen, jede Bewegung des Kindes. Ich verrieth mich mit keinem Worte.

„Sie nahm das Kind aus der Wiege. Sie besah es. In ihrem Gesichte veränderte sich kein Zug. Kein Ausdruck einer Ueberraschung, einer Verwunderung, eines Zweifels. Sie küßte das Kind wie früher. Sie

legte es an die Brust. Auch jetzt keine Veränderung. Es nahm die Brust wie immer. Ich hatte so oft zugesehen. Ich wollte aufleben.

„Auf einmal zuckte die Frau. Sie riß plötzlich, wie unwillkürlich, das Kind von der Brust. Sie sah es scharf an; sie starrte es an mit weit aufgerissenen Augen. Sie sah mich an; sie starrte wieder auf das Kind. Sie wollte sprechen. Sie wagte es nicht. Aber ihre Ueberraschung, ihr Zweifel, ihr Schreck sprachen deutlicher als Worte.

„Ich mußte mich an meinem Bette festhalten, um nicht umzusinken. Und doch durfte ich mich nicht verrathen. Nur fragen mußte ich.

„Was habt Ihr, Amme?"

„O, nichts, nichts."

„Amme, Ihr hattet etwas mit dem Kinde? Ist ihm etwas geschehen? Sprecht!"

„O, es war wohl nichts, Euer Gnaden."

„Ihr hattet etwas. Ich will, ich muß es wissen."

„Es kam wohl nur von meinem Schrecken. Sie wissen, Euer Gnaden, der Schreck verdirbt einem die Milch, und das wissen die Kinder gleich."

„Was that das Kind denn, Amme? Was fiel Euch auf? Sprecht es aus."

„Es war eigentlich nichts, als daß der Kleine die Brust nicht ganz so nahm, wie sonst. Er zog stärker, kräftiger. So curios kam es mir vor. Ich kann eigent-

lich nicht sagen, wie. Aber es war gewiß nur von dem Schreck und der Angst. Sehen Sie, jetzt trinkt er ganz ordentlich."

„Das Kind trank wirklich ruhig wie gewöhnlich.

„Aber Amme, warum saht Ihr das Kind mit einem so sonderbaren Blick an?"

„Die Frau lachte.

„Wie einen der Schreck verblenden kann, Euer Gnaden. Als das Kind so curios trank und ich es darauf ansah, kam mir auf einmal das ganze Kind so curios vor, so anders. Ich kann nicht recht sagen, wie; aber es war mir, als wenn es plötzlich größer und stärker geworden wäre. Aber ich hatte mich gewiß nur geirrt in dem Schrecken, worin ich war. Es ist noch ganz das liebe kleine Herrchen."

„Sie beugte sich zu dem Kinde herab und küßte es.

„Ihr findet also gar keine Veränderung an ihm?"

„Gar keine."

„Gewiß nicht, Amme?"

„Gewiß nicht, Euer Gnaden. Das Räubervolk hat dem armen Herrchen nichts gethan."

„Die Frau hatte so natürlich über ihren Irrthum gelacht; sie hatte das Kind mit gewohnter Liebe geherzt und geküßt; sie sprach so unbefangen, so überzeugend. Sie vermochte dennoch den Stachel des Zweifels nicht aus meinem Innern zu reißen. Mein Zweifel blieb, er wuchs, als ich nachher bemerkte,

wie sie selbst, wenn sie sich unbeachtet glaubte, das Kind wieder mit zweifelhaften Blicken betrachtete, den Kopf schüttelte, die Gliederchen des Kindes befühlte, es auskleidete, näher betrachtete, nochmals befühlte, den Kopf stärker schüttelte, nachdenkend wurde. Ich trat dann vor.

„Amme, was seht Ihr an dem Kinde? Was ist mit ihm geschehen? Was hat man meinem Kinde gethan?"

„Aber ich erhielt immer nur die eine Antwort: „Nichts, nichts; das Kind ist ganz wie es war."

„Warum beseht und befühlt Ihr es denn?"

„Das ist immer noch der dumme Schreck."

„So blieb sie, stets bestimmt verneinend mit den Worten, zweifelnd mit allem ihrem Thun. Mußte mein Zweifel, mein Argwohn nicht mehr und mehr wachsen?

„Die Leute kehrten von der Verfolgung der Räuber unverrichteter Sache zurück. Sie hatten keine Spur gefunden, weder von der Bande, noch nur überhaupt von verdächtigem Gesindel, das in der Nacht oder unmittelbar vorher sich in der Gegend gezeigt hatte. Auch die sorgfältigsten späteren Nachforschungen, die von uns in Verbindung mit Gerichten und Polizei angestellt wurden, blieben ohne Resultat, führten zu keiner Entdeckung, auch nur einer Spur von der Bande oder einem Mitgliede derselben.

„Ich hatte sofort noch in der Nacht meinem Mann

in Hamm von dem Raubüberfall Nachricht gegeben. Er kehrte auf der Stelle zurück. Ihm durfte ich meine Befürchtungen wegen des Kindes nicht vorenthalten. Aber er sollte selbst vorher sehen, frei prüfen und urtheilen. Mein eignes Urtheil mochte sich danach entscheiden. Ohne ihm ein Wort von meinen Zweifeln, meiner Angst gesagt zu haben, führte ich ihn zu der Wiege. Ich folgte mit äußerster Spannung seinen Blicken, seinen Bewegungen, wie in der Nacht denen der Amme. Es schien ihm nichts an dem Kinde aufzufallen; er küßte es leicht, dann wollte er weiter gehen.

„Besieh Dir das Kind," bat ich ihn.

„Es sieht ja recht gut aus."

„Findest Du nichts an ihm?"

„Ich wüßte nicht."

„Gar keine Veränderung?"

„Ich wüßte in der That nicht. Indeß —"

„Er stockte.

„Indeß?"

„Es ist lächerlich; aber es kommt mir beinahe vor, als wenn das Kind in den zwei Tagen meiner Abwesenheit bedeutend gewachsen wäre."

„Also doch!" schrie ich auf.

„Was hast Du, Thresette?"

„Ich erzählte ihm Alles. Er besah das Kind von neuem. Auch er befühlte, betastete es, er maß, er rechnete. Er theilte meine Zweifel, und bald blieb

auch ihm, dem kalten, ruhigen, besonnenen Mann, kein Zweifel mehr: unser Kind war verwechselt, und die Verwechslung war durch Niemand anders, als durch den Hauptmann geschehen, der zu diesem Zwecke den Raubüberfall hatte vorbereiten und ausführen lassen. In der preußischen Armee befand sich zu jener Zeit viel angeworbenes schlechtes Gesindel aus allen Ländern, der Auswurf von Familien und Gemeinden. Gerade kurz vorher hatten in dem benachbarten Preußischen viele Desertionen stattgefunden. Wie leicht konnte der Hauptmann, namentlich durch den gleichfalls einige Zeit vorher desertirten Soldaten Baumann, den Bruder der Person, die er mit sich nach Ellbach gebracht hatte, sich getreue Werkzeuge zur Ausführung seines Verbrechens verschaffen!

„Mein Mann war mit mir einverstanden, daß nur die größte Vorsicht zu der Wiedererlangung des Kindes führen und zugleich die Ehre der Familie retten könne. Blos der treue Verwalter Böhmker wurde in das Geheimniß gezogen. Die erdenklich sorgfältigsten Nachforschungen wurden angestellt. Sie führten nach einer Seite allerdings zu einem immer unzweifelhafteren Erfolge; von der anderen blieben sie ohne alles Resultat.

„Eine Verwechslung des Kindes, und zwar unmittelbar oder mittelbar durch den Hauptmann, mußte nothwendig stattgefunden haben. Aber von dem ge-

raubten Kinde keine Spur, wenn auch Verdacht über die Herkunft des an seiner Stelle zurückgelassenen.

„In dem Schlosse Ellbach wohnten die alte Gräfin Lenhausen, meine Schwiegermutter, und ihr Sohn, der Hauptmann von Heiding, Jene seit unserer Verheiratung, der Hauptmann seit etwa zwei Monaten. Beide hatten wenige Dienerschaft bei sich. Die alte Gräfin war geizig geworden; der Hauptmann hatte nie vieler Bedienung bedurft. Ein Jäger, ein Gärtner, ein Kutscher, ein alter Bedienter des Hauptmanns, eine Wirthschafterin und ein paar Dienstmägde waren da; außerdem jene Sophie Baumann, die der Hauptmann mitgebracht, deren Aufnahme die alte, von ihrem Sohne bald tyrannisirte Gräfin sich vergebens widersetzt hatte.

„An dem Tage, auf welchen die Nacht des Raubüberfalles in Schloß Ellerburg folgte, war in dem benachbarten Städtchen Menden Kirchmeß gewesen. Der Hauptmann hatte am Abend die sämmtlichen Domestiken von Ellbach hingehen lassen; nur die alte, fast taube Wirthschafterin war zurückgeblieben. Außer dieser waren also während der Nacht im Schlosse nur die alte Gräfin, der Hauptmann und Sophie Baumann mit ihrem Kinde.

„Was war während dieser Nacht im Schlosse Ellbach vorgegangen? Die Aufklärung darüber war entscheidend für die weitere Aufklärung der Ereignisse

im Schlosse Ellerburg während derselben Nacht. Aber es war keine Auskunft darüber zu erhalten. Die taube Wirthschafterin hatte die ganze Nacht geschlafen, sie hatte nichts gehört und nichts gesehen. Die alte Gräfin war einmal aufgewacht, gegen Mitternacht, von einem lauten, durchdringenden weiblichen Schrei, der ihrer Meinung nach aus dem untern Theile des Hauses heraufgedrungen war, von der Seite, in welcher Sophie Baumann mit ihrem Kinde schlief. Sie war unruhig geworden; sie hatte gelauscht, wohl eine Viertelstunde lang; als sie aber nichts weiter wahrgenommen, war sie wieder eingeschlafen; sie hatte geschlafen, bis man ihr am andern Morgen die Nachricht von dem Ueberfall in Schloß Ellerburg brachte. Die Domestiken waren erst von Menden zurückgekehrt, als die von mir zur Verfolgung der Räuber ausgesendeten Leute dort die Nachricht von dem Raube verbreitet hatten. Sie hatten weder unterwegs, auch nicht an dem mit seinem Herrn sehr vertrauten Diener des Hauptmanns, noch auch bei ihrer Ankunft im Schlosse irgend etwas Auffallendes bemerkt. Sowohl die Gräfin als der Hauptmann hatten noch geschlafen. In der Stube der Sophie Baumann hatten sie zwar beim Vorübergehen ein leises Winseln gehört, aber die Person war schon seit einigen Tagen unwohl gewesen.

„Das einzige Auffallende erfuhr man erst im

Laufe des Tages: Das Kind der Sophie Baumann war fort; sie selbst lag in wilden Fieberphantasien.

„Wann das Kind verschwunden war, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Am Abende war es noch dagewesen, am Morgen war es fort. Aber *wie* es fortgekommen, *wohin* man es geschafft hatte, darüber lag ein tiefes, undurchdringliches Dunkel. Die Gräfin wußte gar nichts davon; Sophie Baumann, zu der übrigens Jeder im Hause freien Zutritt hatte, lag im Fieberwahnsinn; sie sprach nur von Mord und Mördern; auch nur, wenn man sie nach ihrem Kinde fragte. Den Hauptmann selbst zu fragen, das wagte von den Leuten im Schlosse Niemand. Fragte seine Mutter ihn, so antwortete er nur, er habe geschlafen und wisse von nichts.

„Wir setzten unsere Nachforschungen unermüdlich fort. Wir erfuhren noch Folgendes:

„Der Soldat Baumann, der Bruder der Sophie Baumann, war ein ebenso verwegener als verschlagener Mensch, der vor keinem Verbrechen zurückbebte. Er war dabei mit einer seltenen Körperkraft ausgestattet. Früher war er auf Werbestationen im Reiche verwendet worden. Aber wie brauchbar ihn auch dort jene Eigenschaften machten, man hatte ihn doch zuletzt zum Regimente zurückziehen müssen; durch seine Brutalität und seinen Hang zu Ausschweifungen und Verbrechen hatte er überall Verwicklungen mit Volk und Regie-

rungen hervorgebracht, und Stationen und Geschäft nicht selten in Gefahr gesetzt. Im Regimente war er zu der Compagnie des Hauptmanns von Heiding gekommen, dem er bald zur Ausführung schlechter Streiche unentbehrlich geworden, dem er auch die eigene Schwester zugeführt hatte. Seine Verbrechen, sein brutaler widerspenstiger Charakter hatten ihn in Untersuchungen gebracht. Er wurde zum Spießruthenlaufen verurtheilt. Unzweifelhaft mit Hilfe des Hauptmanns war es ihm gelungen, vor der Execution zu entfliehen. Wohin, war unbekannt geblieben. Es war beim Regimente nur bekannt, daß er aus dem Oberbergischen oder aus dem Nassauischen war, wo sein Vater Abdecker gewesen sei.

„In jener Nacht nun, in welcher auch das Kind der Sophie Baumann verschwunden war, hatte man den ehemaligen Soldaten Baumann in der Nähe von Menden zu Pferde gesehen. Er war von Norden, aus der Gegend der Ruhr gekommen und nach Süden zu geritten. Er war sehr eilig gewesen. Vor ihm auf dem Pferde hatte Bettwerk gelegen. Einzelne Leute wollten in dem Bettwerk Laute wie von einem kleinen Kinde vernommen haben. Bis seitab von Arnsberg wurde seine Spur in solcher Weise verfolgt; von da an war sie völlig verloren.

„Drei Wochen später erschien sie plötzlich wieder, aber nur, um ebenso schnell noch einmal zu verschwin=

den. Sophie Baumann hatte noch mehrere Wochen im heftigsten Fieber ohne Bewußtsein gelegen. Darauf, gleich nachdem das Fieber nachgelassen, hatte der Hauptmann selbst in seinem Wagen sie fortgebracht. Nur sein vertrauter und verschwiegener Bedienter Johann hatte ihn begleitet. Erst am zweiten Tage waren beide ohne die Person zurückgekehrt. Wo sie gewesen, erfuhr Niemand von ihnen. Aber den sorgfältigen Nachforschungen Böhmker's gelang es, zu ermitteln, daß sie bis jenseits Arnsberg gefahren seien, und daß dort an einer einsamen Schenke ein Mensch, der Beschreibung nach der Soldat Baumann, zu ihnen gestoßen sei, der seine Schwester mitgenommen habe. Wo er mit ihr geblieben, das war wieder unmöglich zu ermitteln. Nicht die leiseste Spur war weiter zu entdecken, weder von ihm noch von ihr.

„Daß unser Kind verwechselt war, daß der Hauptmann es geraubt und unauffindbar fortgeschafft, und dafür sein und der Sophie Baumann Kind untergeschoben habe, das wurde durch alle jene Thatsachen mehr und mehr bestätigt. Es mußten endlich Schritte bei ihm unmittelbar geschehen, um unser Kind zurückzuerhalten. Mein Mann durfte sie nicht wagen. Er hatte den Hauptmann schriftlich um eine Unterredung gebeten, jedoch keine Antwort bekommen. Er hatte zum zweiten Male geschrieben. Der Hauptmann antwortete ihm, wenn er sich auf Ellbach sehen lasse, so

werde er ihn das erste Mal von den Domestiken aus dem Hause werfen und von den Hunden vom Hofe hetzen lassen, das zweite Mal aber wie einen tollen Hund vor den Kopf schießen. Er war der Mann, seine Drohungen wahr zu machen.

„Ich entschloß mich, zu ihm zu gehen. Er nahm mich an; er hatte nur Antworten des empörendsten, grausamsten, rohesten Hohnes für mich.

„Sie wollen wissen, schöne Schwägerin, wo das Kind der Sophie Baumann geblieben ist? Ei, warum interessiren Sie sich denn so sehr für mein Kind? Denn daß es mein Kind sei, glauben Sie doch auch?"

„Antworten Sie mir auf meine Frage, Schwager. Wo ist das Kind geblieben, das in jener Nacht der Soldat Baumann fortgebracht hat?"

„Aber was liegt Ihnen daran? Wollen Sie mir vielleicht mein Kind großziehen? Aber potztausend, da geht mir ein Licht auf. Sie glauben doch nicht, mein Kind habe sich schon zu Ihnen verirrt? Das Kind der Abdeckerstochter liege schon in der Wiege des jungen, reichen Grafen Lenhausen, des Erben der mächtigen Lenhausen'schen Güter? Es wäre eine interessante Ironie des Schicksals."

„Konnte die unglückliche Mutter eine furchtbarere Bestätigung ihrer Ahnungen, ihres Verdachtes erhalten, als sie in diesem Hohne lag?

„Schwager," rief ich verzweiflungsvoll, „wo haben

Sie mein Kind? Sie haben es mir geraubt. Geben Sie mir mein Kind zurück."

„Er hatte nur seinen grausamen Hohn.

„Ich, schöne Schwägerin? Ihr Kind? Sind Sie auch wahnsinnig geworden wie das arme Geschöpf die Sophie?"

„Sie haben mein Kind. Wo ist es?"

„Ich denke, es schlummert süß in der gräflichen Wiege, drüben in dem stolzen Schlosse."

„Das ist ein fremdes Kind, das ist nicht mein Sohn."

„Das sagen Sie, Schwägerin?"

„Sie selbst haben es gesagt, soeben."

„Gott behüte mich! Wie sollte ich das sagen? Wie kann ich das wissen?"

„Ich beschwöre Sie, Schwager —!"

„Wahrhaftig, Schwägerin, es ist tief zu bedauern, Sie haben Ihren schönen Verstand verloren."

„Bei diesen Antworten blieb er, auf alle meine Fragen, auf alle meine Bitten. Bei diesem Hohn zu seiner Rache! —

„Wir blieben noch mehrere Jahre auf Ellerburg wohnen. Im Jahre 1801 wurde die Auflösung des Erzstiftes Köln vorbereitet. Es hieß damals schon, daß das Herzogthum Westfalen, in welchem die Lenhausen'schen Güter gelegen waren, an Preußen abgetreten werden solle, was freilich erst vor Kurzem, im Jahre 1815, geschehen ist. Mein Mann wollte nicht unter preußischer Herrschaft leben. Wir zogen von Ellerburg und ganz

aus Westfalen fort, um fortan bald in der Schweiz, bald in Italien oder Frankreich, später am Mittelrhein unseren Aufenthalt zu nehmen. Wir nahmen nur Dich, mein Kind, damals drei Jahre alt, mit uns, Karl. —

„Konnte ich ihn länger um mich sehen? Eine trotzige, gewaltthätige, hämische und tückische Natur, die schon früh in dem Knaben sich entwickelte, bestätigte, daß er unser Sohn nicht war, nicht sein konnte. Wir gaben ihn in ein Erziehungsinstitut in Köln. War er auch unser Kind nicht, war er auch das Kind jener Person, er sollte gehalten und erzogen werden, wie unser Kind. Und konnte er nicht doch unser Kind sein? Konnte nicht dennoch, wie ich schon einmal gedacht hatte, wie ich auch später so oft mir gern einreden mochte, die Rache des Hauptmanns sich darauf beschränkt haben, mir nur den Stachel der Ungewißheit, ob ich mein Kind habe oder nicht, in das Herz zu drücken? Freilich noch immer eine rachsüchtige Bosheit, die ihresgleichen suchte! —

„Wir sind seitdem nicht wieder in Ellerburg gewesen. Wir haben den Hauptmann nicht wieder gesehen. Unsere Nachforschungen haben wir unablässig fortgesetzt, wir selbst nnd Böhmker. Keine Spur von dem Kinde, keine Nachricht von dem Soldaten Baumann, von Sophie Baumann. Böhmker überwachte den Hauptmann, seine Reisen, seine Correspondenz, die Personen, die zu ihm kamen. Alles war vergeblich.

„Erst seit einem Jahre sind wieder einige Spuren aufgetaucht, sie haben aber zu keiner Entdeckung zu führen vermocht.

„Wir hatten Karl nach Göttingen geschickt. Dort hatte auf einmal der Hauptmann sich mit ihm in Correspondenz gesetzt. Er hatte ihn eingeladen, nach Beendigung seiner Studien ihn auf Ellbach zu besuchen. Karl war eigenmächtig, wie immer, hingegangen, ohne uns vorher um Erlaubniß zu bitten. Wir erfuhren seinen Besuch nur durch Böhmker. Warum lud er unseren Sohn ein, den Sohn der Menschen, die er am meisten haßte, die er sein Lebenlang gehaßt, angefeindet, mit ausgesuchtester Rache verfolgt hatte? Dabei schrieb Böhmker, daß der Hauptmann den jungen Mann nicht wie einen Fremden, oder wie seinen Neffen behandle, sondern ihn halte, wie ein Vater sein Kind. Nicht lange nachher bat Karl auch seinen Vater, auf Schloß Ellerburg seinen Wohnsitz nehmen zu dürfen, unter dem Vorwande, daß er dort, mit Beihilfe des treuen Böhmker, die beste Gelegenheit finde, die Güter und deren Verwaltung kennen zu lernen. Er erhielt die Erlaubniß. Er ist seitdem dort. Aber fortwährend unzertrennlich von dem Hauptmann, so daß sich mehr und mehr zwischen beiden das Verhältniß von Vater und Sohn festgestellt hat. Freilich mußte Böhmker seinen Nachrichten bald hinzufügen, daß der Hauptmann den jungen

Mann an allen seinen wilden und wüsten Gelagen theilnehmen lasse, ihn zu Gewaltthätigkeiten und Rohheiten anleite und verführe, und ihn planmäßig verderben zu wollen scheine. Und als wir darauf Karl von Ellerburg fortnehmen wollten, erklärte dieser geradezu, er werde Ellerburg nur verlassen, um nach Ellbach zu gehen. Allein eine Natur, wie die des Hauptmanns, konnte auch, ohne Gewissensbisse, ein Vergnügen darin finden, das eigene Kind zu verderben, zu des Vaters Ebenbilde zu machen. Hatte nicht Karl ohnehin schon mehr von seiner Natur, als von der ruhigen und besonnenen des Mannes, dessen Namen er trug?

„Von der andern Seite war auf einmal während der Verwirrung der Freiheitskriege der ehemalige Soldat Baumann, und zwar mit seiner Schwester Sophie, wieder zum Vorschein gekommen. Der Wasenmeister im Ardey war gestorben. Der Hauptmann hatte die Wasenmeisterei gekauft, und nach einigen Wochen war sie von Baumann bezogen, der Frau und Schwester mitbrachte. Wir glaubten jetzt endlich zu Ermittelungen zu gelangen. Wir sollten uns wieder nur getäuscht haben. Der Wasenmeister Baumann selbst war verschlossener, als der Hauptmann. Seine Frau war verschlossen wie ihr Mann, vor dem sie eine große Furcht zu haben schien. Und Sophie Baumann war irrsinnig. Sie lebte nur in

der unmittelbarsten Gegenwart, und hatte alle Erinnerung an die Vergangenheit verloren. Die einzigen Worte, die sie in ihrem Irrsinn über frühere Zeit sprach, schienen allerdings den Kinderraub zu bestätigen. Sie hielt sich selbst für verwechselt. Sie sei eine Andere, als sie sei, sagt sie bei jeder Gelegenheit in ihrem Wahnsinn. Sie spricht dabei von einem schweren Verbrechen, über das sie nichts sagen kann. Deutet solcher Irrsinn nicht auf eine Verwechslung ihres Kindes, auch ihres Kindes hin?

„Uebrigens kam bei dem Wiedererscheinen Baumann's an den Tag, daß er seit jener Verbrechensnacht fast fortwährend ein vagabundirendes Leben geführt hatte, aber stets von dem Hauptmann unterstützt sei, also auch mit diesem in einem heimlich genug gehaltenen Verkehr gestanden haben mußte. Es schien, daß er zuletzt, des Herumschweifens in der Welt müde, von dem Hauptmann verlangt hatte, ihm die Wasenmeisterei im Ardey zu kaufen. Der Hauptmann war in der Gewalt des Genossen und Werkzeugs seiner Verbrechen.

„Das war die Lage der Sache, als wir vor etwa drei Wochen von Böhmker die Nachricht erhielten, der Hauptmann gehe einem raschen Ende entgegen. Ein unheilbarer Magenkrebs, Folge seines ausschweifenden Lebens, von ihm lange Zeit nicht beachtet, dann trotzig selbst den Aerzten verborgen gehalten, habe auf ein=

mal in der letzteren Zeit seine zerstörende Gewalt in einer Weise entwickelt, daß der Arzt ihm nur noch eine Lebensfrist von höchstens vier bis fünf Wochen setze.

„Unser Entschluß stand sofort fest. Der Hauptmann durfte sein fürchterliches Geheimniß nicht mit in das Grab nehmen. Es mußte jeder mögliche Versuch gemacht werden, es von ihm zu erhalten. Ich rechnete auf die so nahe liegende, so menschliche Besserung auch des verhärtetsten Bösewichts, in seiner letzten Stunde. Wir beschlossen die Reise nach Ellerburg.

„Gleich darauf erhielt ich ein Billet von dem Hauptmann selbst. Er lud mich ein, herüberzukommen. Er wünsche, vor seinem baldigen Ende mich zu sprechen; er habe mir wichtige Mittheilungen und Vorschläge zu machen. Aber ich solle nicht früher und nicht später, als sieben Tage vor seinem Tode auf Schloß Ellerburg eintreffen. Seinen Todestag habe er sich genau berechnet. Am 30. Juni werde er sterben, gerade am 24. solle ich auf Ellerburg sein. Komme ich einen Tag früher oder später, so werde er kein Wort mit mir sprechen.

„Was wird er mir mittheilen? Welche Vorschläge will er mir machen? Was will er von mir? Fühlt er Reue? Hat er neue Bosheit ersonnen? Was soll jene sonderbare Bedingung meines Eintreffens auf

Ellerburg, genau, nur an dem bestimmten Tage? Ist sie ein gutes oder böses Zeichen? Will er durch ihre Unerklärlichkeit mich nur desto mehr ängstigen, noch zuletzt quälen? Oder ist sie ein bloßer Eigensinn, wie er ihn freilich oft zeigte?

„Böhmker soll auf diese und noch so manche andere Frage uns Auskunft geben, und wenn er es nicht kann, seine Vermuthungen und überhaupt die letzten Ereignisse auf Ellbach mittheilen. Dazu haben wir ihn heute hierher bestellt. Was wird er in diesem Augenblicke gebracht, entdeckt haben? Dein Vater, ruhiger als ich, wünschte vorher allein mit ihm zu sprechen und zu überlegen.

„Erkläre Dir meine Unruhe. Meine Ungeduld hat uns schon seit einigen Tagen wenigstens hier in der Gegend, in der Nähe von Ellerburg eintreffen lassen. Sie ließ mich in der vorgestrigen Nacht den Versuch machen, die Wahnsinnige zu sprechen. Ich hatte gehofft, Saiten in ihrem Innern zu berühren, deren Anklingen in ihr frühere Erinnerungen wieder hätte erwecken müssen. Jenes sonderbare Ereigniß, das unser Beider Leben in eine Gefahr setzte, aus der uns nur der rasche Muth des unbekannten jungen Mannes errettete, vereitelte den Versuch. Werde ich heute etwas erfahren? Was wird es sein?“ —

Die unglückliche Mutter schloß ihre Mittheilungen. Thränen hatten sie oft unterbrochen. Von Thränen

der Tochter waren sie oft aufgenommen. Es schien noch etwas Besonderes zu sein, was das kältere, stolze Herz der Tochter heute weicher, theilnehmender machte, als sonst vielleicht.

Beide Damen saßen still, nachsinnend.

Noch einmal drängte es die Mutter, das Wort zu nehmen. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Du hast Dich heute mit dem Fremden unterhalten, der in Limburg zu uns traf.“

Die Tochter erröthete.

„Du meinst den Grafen Borsewiz?“ fragte sie ausweichend.

„Nicht den, den Anderen.“

„Ein roher Mensch, Mutter.“

„Aber keine schlechte Natur. Vielleicht gar eine gute, edle, nur äußerlich verdorben, mit schechter Außenseite.

„Nein, Mutter, auch schon innerlich angefressen.“

„Therese, wenn er Dein Bruder wäre!“

„Mutter!“

„Sein Anblick bewegte mich so sonderbar. Ich glaubte Züge von meiner Schwiegermutter, von Deinem Vater in seinem Gesichte wiederzufinden. Und dann, er kannte weder seine Eltern, noch seine Heimath; er war in dem Dorfe Werdohl, unweit Limburg erzogen, aber schon als Knabe seinem Erzieher entlaufen. Nun aber hatte Böhmker, bald nachdem wir Westfalen ver-

lassen, in Erfahrung gebracht, daß ein unbekannter Knabe, der schon als kleines Kind dem Pfarrer in Werdohl zur Erziehung übergeben worden, zu jener Zeit plötzlich verschwunden sei. Auf seine Erkundigungen bei dem Pfarrer hat dieser ihm keine Auskunft geben wollen, weil ein Geheimniß vorliege, das nicht sein Eigenthum sei. Nach dem einige Jahre später erfolgten Tod des Pfarrers hatten auch dessen Papiere weder eine Auskunft, noch einen Anhalt zu einer solchen gegeben. Der Knabe war in dem Alter meines geraubten Kindes gewesen. Muß nicht jene Aehnlichkeit meine Vermuthung bestätigen?"

Die Tochter wollte das nicht zugeben.

„Im Gegentheil, Mutter, der Name Werdohl hatte Deine Phantasie aufgeregt, und nur so sahest Du jene Züge, die in der Wirklichkeit nicht vorhanden waren."

„Sie waren mir schon früher aufgefallen."

„Hat die Phantasie Dich nicht schon mehrfach so getäuscht?"

„Freilich. Das gehört ja seit fünfundzwanzig Jahren zu meinen unaufhörlichen Qualen, daß, wenn ich ein Kind, einen Knaben, einen jungen Mann von unbekannter Herkunft, aber in dem Alter meines verlorenen Kindes sah, der Gedanke mich durchfuhr, das ist Dein Sohn, Dein unbekanutes Kind. Ja, wenn ich von einem jugendlichen Verbrecher hörte, der zum

Zuchthause, von einem jungen Mörder, der zum Tode verurtheilt war — konnte es nicht mein Kind, mein unglückliches, in die Welt, in das Laster, das Verbrechen, das Verderben gestoßenes, absichtlich hineingestoßenes Kind sein, das so verdorben war, so büßen und leiden mußte, während ein fremdes Kind seine Stelle einnahm, seinen edlen Namen, seinen Reichthum, sein Ansehen sich anmaßen sollte? Und doch war quälender, als das, diese fürchterliche, entsetzliche Ungewißheit."

Die Ungeduld der Gräfin litt sie nicht mehr an der Ruine. Sie mußte wissen, welche Nachrichten der Verwalter Böhmker gebracht habe.

Die beiden Damen schlugen den Weg von der Ruine nach dem Dorfe Syburg ein. Sie hatten gedacht, der Graf werde ihnen mit dem Verwalter begegnen. Sie trafen diese nicht. Ganz bis zum Dorfe wollten sie nicht gehen; sie wußten nicht, wo der Graf dort war. Sie kannten jenseits der Kirche nicht einmal den Weg dahin; sie hätten leicht die ihnen Entgegenkommenden verfehlen können. Sie blieben bei der in der Mitte zwischen Ruine und Dorf liegenden Kirche.

In einer Mauernische der Kirche befand sich noch aus der katholischen Zeit, grob in Stein gehauen, das Bild der schmerzensreichen Mutter.

Auf den Stufen dieses Bildes ließen sie sich nieder. Sie hatten dort einen schattigen, kühlen Ruhe-

platz, von welchem aus sie zugleich den Weg vom Dorfe nach der Ruine unmittelbar im Auge behielten.

Dort, an den Stufen des Bildes jener erhabenen Mutter, die unter dem Kreuze des sterbenden Sohnes nicht zusammengebrochen war, die mit wunderbarer Kraft hatte aufrecht stehen können, und die jetzt das Haupt niedergebeugt hielt über der in ihrem Schoße ruhenden Sohnesleiche, so unendlich schmerzensreich, und doch so unendlich glaubend und ergeben in den göttlichen Willen, — an der Stufe dieses Bildes saß die unglückliche, um ihr verlorenes Kind trauernde Mutter, weinend, den Kopf an den Busen der Tochter gelehnt, die mit ihr weinte.

Dort löste sich auch eine Kruste, die schon seit Jahren das Herz der Tochter umlagert und gegen die eigene Mutter verschlossen hatte.

„Mutter," hob die junge Gräfin an, und ein edler, wenn auch schwerer, trauriger Entschluß sprach sich in ihrem schönen, jetzt doppelt schönen Gesichte aus. „Mutter, Du hast endlich Dein Herz erleichtert. Darf auch ich es heute? Es ist eine schwere Last, die auf mir liegt. Durch ihre Mittheilung wälze ich sie zugleich auf Dich. Wird sie Dich nicht erdrücken? Aber ich muß. Ich kann diese Qual, meine Sünde, mein Vergehen nicht mehr allein tragen. Ich habe lange genug das Verbrechen der Verheimlichung gegen Dich hinzugefügt. Und auch mir steht in diesen

Tagen eine schwere Entscheidung bevor, bei der ich der Hilfe, der Hilfe meiner Mutter bedarf."

Ueber die unglückliche Mutter hatte sich die Milde eines gottvertrauenden Schmerzes ergossen. Hatte das einfache Bild und der dadurch lebendig erweckte Gedanke an die erhabene schmerzensreiche Mutter dazu beigetragen?

„Erzähle, mein Kind," sagte die Gräfin, und sie nahm ihr Haupt nicht von dem Busen der Tochter fort, die sich als eine Sünderin, als eine Verbrecherin bekannte. „Erzähle, was ich schon lange geahnt, gefürchtet habe, wenn auch meine Ahnung und meine Furcht nach keiner Seite eine feste Gestalt gewinnen konnte. Theile es mir mit. Unser Leiden, unser Schmerz, wird uns gegenseitig stärken."

„Meine Erzählung, Mutter, wird nur wenige Worte, desto entsetzlichere Thatsachen enthalten.

„Es war nach der Schlacht bei Hanau. Du und der Vater hattet vierzehn Tage vor der Schlacht schleunig verreisen und mich mit der Gouvernante allein in dem Schlosse Kinzigheim bei Hanau zurücklassen müssen. An eine Schlacht in der Nähe von Hanau dachte damals Niemand. Als man sie vorhersehen konnte, war euch der Rückweg nach Hause abgeschnitten. Der Kampf hatte sich glücklicherweise nicht bis unmittelbar an das Schloß Kinzigheim gezogen; der Wald lag dazwischen. Schon fünf Tage waren seit der Schlacht

verflossen. Die ganze Gegend war wieder ruhig. Die Neugierde, einen Theil des Schlachtfeldes zu sehen, lockte mich in den Wald. Ich war allein gegangen und heimlich. Die Gouvernante, furchtsam, hatte einen solchen Gang für unschicklich erklärt. Ich war fünfzehn Jahre alt und ungehorsam. Es war des Nachmittags, als ich von dem Schloßpark aus den Wald betrat. Ich war keine hundert Schritte weit hineingegangen, als aus einem Gebüsch in meiner Nähe eine klagende Stimme zu mir drang. In französischer Sprache wurde ich gebeten, einem elenden Sterbenden Hilfe zu leisten. Ich erschrak; ich wollte im ersten Augenblicke fliehen. Ein besseres Gefühl hielt mich. Wie konnte ich ahnen, welches Unglück es über mich bringen solle? Ich eilte in das Gebüsch. Ein französischer Officier lag dort, verwundet, elend, abgezehrt, in der That dem Tode nahe. Er hatte in der Schlacht eine Kugel in das Bein erhalten. Er hatte sich mit seiner Wunde in den Wald geschleppt. In der Nacht hatte ein heftiges Wundfieber ihn ergriffen und ihm das Bewußtsein geraubt. Als er, spät am folgenden Tage, wieder zu sich gekommen, war es völlig still um ihn; von der Schlacht keine Spur mehr. Er fühlte brennenden Durst, brennenden Schmerz seiner Wunde. Er war allein. Er wollte sich aus dem Walde in das Freie schleppen. Er vermochte es nicht. Bald darauf hörte er Stimmen. Er wollte um Hilfe rufen. Aber er

vernahm und verstand, der deutschen Sprache kundig, einzelne Worte der Nahenden. Die Sprechenden waren Gesindel, das sich mit dem Berauben der Todten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde abgab. Er trug eine Summe Geldes und Kostbarkeiten bei sich. Er fürchtete nicht für diese, aber er mußte für sein Leben fürchten, wenn er entdeckt wurde. Unter unsäglichen Mühen und Schmerzen kroch er tiefer in den Wald hinein. Er entging den Räubern und fand zugleich einen Bach. Einiges Brod trug er noch in seiner Feldtasche bei sich. So erquickte er sich. So erhielt er sich am Leben. Aber er hatte seitdem keine Menschenstimme mehr vernommen. Er hatte an dem Bach entlang, um schlimmsten Falles die Hilfe des Wassers nicht zu verlieren, nur wenige hundert Schritte weiter kriechen können. Dann hatte er gar nicht mehr von der Stelle gekonnt. So war er immer schwächer geworden. Das Wasser hatte ihn seit zwei Tagen erhalten; er hatte damit seinen Durst gelöscht, seine Wunde gewaschen. Er hörte meine Schritte, ich fand ihn.

„Was mit ihm machen? In den untern Classen der Bevölkerung herrschte auch in jener Gegend ein unbeschreiblicher Haß gegen die Franzosen; selbst unter der Bedienung des Schlosses. Man hätte am Ende meinem Befehle, ihn in das Schloß zu bringen, gehorcht; aber in welcher Weise, dem schwachen, dem Tode nahen Verwundeten gegenüber. Ich eilte vor

Allem in das Schloß zurück, um ihm Nahrung zu bringen. Nur Jeannette, meine Kammerjungfer, setzte ich in Kenntniß. Sie mußte mich zurück begleiten. Wir labten, stärkten ihn. Er selbst bat jetzt, ihn zu verheimlichen, wenn es möglich sei. Seine Wunde werde bald geheilt sein. Er könne dann zurück nach Frankreich, zu seinem Kaiser. Eine Entdeckung werde seine Gefangenschaft zur Folge haben und seine Rückkehr ihm unmöglich machen. Jeannette und ich brachten ihn in den Pavillon des Parkes. Dort richteten wir ihm einen heimlichen und bequemen Aufenthalt ein. Die Kugel steckte noch in dem Fuße; unter seiner Anleitung zogen wir sie heraus.

„Du und der Vater konntet erst nach zwei Monaten zurückkehren. Da war er längst geheilt und fort. Aber ich war krank, elend, eine Verführte, zurückgeblieben. Seine Schönheit, seine Leiden, seine Züge und seine Thaten in der Armee seines großen Kaisers, in der er, kaum dreißig Jahre alt, schon Oberst war, zuletzt das Geheimniß, o wie leicht war es, ein unerfahrenes Mädchen von fünfzehn Jahren zu verführen! Der Elende!

„Er war ein Elender, der Napoleonische Oberst Graf Durand, trotz seiner Tapferkeit, seines Unglücks. Ein elender Egoist. Er war mehr, ein gemeiner Betrüger! Er verließ mich hartherzig. Er ließ nichts mehr von sich hören. Erst im vorigen Jahre erfuhr ich wieder

von ihm. Er hatte sich mit seinem Kaiser wieder vereinigt. Er hatte auch in den hundert Tagen mit ihm gekämpft. Dann aber, von der Restauration nicht wieder angestellt, war er Spieler geworden. Und als er als falscher Spieler entdeckt wurde und flüchtig werden mußte, da wendete er sich an mich, Geld und Unterstützung von mir fordernd.

„Die Napoleonische Armee hatte viele solcher Officiere, voll der größten und glänzendsten, und voll der schlechtesten und gemeinsten Eigenschaften.

„Ich wußte ihn damals zu befriedigen. Aber seit einigen Wochen verfolgt er mich dringender. Jetzt verlangt er meine Hand. Ich glaubte, durch die gegenwärtige Reise ihm entgangen zu sein. Keiner unserer Bekannten wußte von ihr. Ich begreife auch in der That nicht, wie er sie erfahren, wie er gar unsere Spur hat auffinden können. Um so größer war heute mein Entsetzen, als ich ihn sah und von ihm gesehen wurde, zweimal, auf der Brücke zu Limburg, und als wir in das Ruhrthal traten.

„Und Mutter," setzte die junge Dame hinzu, leidenschaftlich, laut weinend, jetzt selbst ihre Mutter von ihrem Busen wegziehend, als wenn er entweiht, nicht mehr würdig sei, zum Ruheplatz für das Haupt der treuen, unglücklichen Mutter zu dienen. „Und, Mutter, er hat mich in seiner Gewalt. Ich habe ein

Kind von ihm unter meinem Herzen getragen. Es lebt. Er weiß, wo es lebt.

„Ihr schicktet mich wenige Wochen nach eurer Rückkehr zu meiner weiteren Ausbildung in ein Kloster in den Vogesen. Dort — die Vorsteherin wurde meine mütterliche Freundin — dort gebar ich einen Knaben, heimlich, um meine guten, schon so unglücklichen Eltern nicht noch mehr zu betrüben. —"

Die junge Gräfin schwieg, in Thränen aufgelöst.

„Du sagst mir nichts, Mutter?" rief sie nach einer Weile. „Du hast kein Wort des Verzeihens, des Erbarmens für mich? O, wenn Du wüßtest, was ich gelitten habe, was ich noch leide! Nicht allein die Schande, die Schmach! Aber auch mein Kind habe ich nie wiedergesehen. Ich wagte es nicht, um euch durch Entdeckung meiner Schande nicht unglücklich zu machen. Und wie habe ich mein Herz verschließen, verhärten müssen! Ich konnte es nicht länger. Mutter, Erbarmen!"

Die milde, unglückliche Mutter hätte wohl gerne ein Wort des Erbarmens und Verzeihens zu der unglücklichen Tochter sprechen mögen. Aber sie konnte es nicht.

Es war heute auf einmal zu viel auf sie eingestürmt. Die Erzählung ihrer Leiden hatte sie diese selbst mit neuer, einschneidender, erschütternder Gewalt wieder fühlen lassen; die Erwartung von Nachrichten des

Verwalters Böhmker und die Nähe der Entscheidung ihres Schicksals hatten sie in eine fieberhafte Spannung versetzt. Dazu die Entdeckungen der Tochter!

Sie sank in einer Ohnmacht, mit der sie lange genug vergeblich gekämpft haben mochte, auf den Stein zurück, an dem sie saß.

„Mutter, Mutter, stirb nicht!" rief die Tochter.

Sie hob das bleiche, kalte Haupt empor; sie legte es jetzt selbst wieder an ihren Busen, um es zu beleben, zu erwärmen.

Aber es wollte kein Leben in die Ohnmächtige zurückkehren.

„Hilfe, Hilfe!" rief sie.

Sie sah zu dem Christusbilde über ihr empor, zu dem Bilde der schmerzensreichen Mutter.

„O Du, o Du, sende mir Hilfe, Rettung!"

Ueber die Mauer des Kirchhofes sprang ein junger Mann. Er sah sich um, woher der Hilferuf komme, den er gehört hatte. Unter dem Bilde der Mutter Gottes, die den Leichnam des Sohnes in ihrem Schoße hielt, sah er die Tochter, in deren Schoße wie eine Leiche die Mutter lag.

Er flog hin.

„Helfen Sie," rief das Mädchen ihm zu. „Retten Sie meine Mutter. Sie stirbt. O, ist sie nicht schon todt?"

Der junge Mann nahm die Hand der Mutter, er befühlte ihre Schläfe.

„Sie lebt," sagte er. „Sie liegt in einer tiefen Ohnmacht. Ich hole Hilfe."

Er flog zurück.

Zwanzig Schritte davon war ein Brunnen. Er beugte sich nieder, um Wasser daraus zu schöpfen. Aber es war der alte Sanct Petersbrunnen. Der Papst Leo hatte wol vor mehr als tausend Jahren den edlen Sachsenherzog Wittekind mit frischem Wasser daraus taufen können. Aber jetzt war sein Wasser grün, trübe, schlammig. Und Wunder that der Brunnen nicht mehr.

Der junge Mann eilte zwanzig Schritte weiter. Dort, an der Ecke des Kirchhofes, an der Stelle, die zum Begräbniß der Selbstmörder, der armen Sünder und der anderen Armen bestimmt war, sprudelte aus dem Spalt eines Felsstückes ein klarer, kühler, frischer Quell hervor. In seiner Reisemütze — ein anderes Gefäß hatte er nicht — sammelte der junge Mann das frische Wasser.

Er eilte damit zurück zu der Ohnmächtigen. Er benetzte ihre Schläfe, ihre Stirne.

Auf ihren Lippen zitterte ein leiser Athem.

Er benetzte sie von neuem.

Sie kam zu sich. Sie schlug die Augen auf.

„Sie lebt! — Mutter, Du lebst!"

„Wie war mir, Therese?"

„Du lebst, Mutter — O, mein Herr wie soll ich Ihnen —“

Sie stockte. Sie konnte nicht vollenden. Eine tiefe glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht.

Sie hatte das kalte Gesicht der Mutter an ihren Busen gelegt. Sie hatte in ihrer Angst das Busentuch von ihren Schultern gerissen, um desto unmittelbarer, desto lebendiger das warme Leben aus ihrer heißen Brust in die ohnmächtige Mutter hinüberströmen zu lassen. Sie war noch nicht wieder bedeckt; den weißen Nacken, die schneeweiße Brust hatte der fremde Mann berühren, seine Hand hatte darauf ruhen müssen, während er bemüht war, die Ohnmächtige in das Leben zurückzurufen. Sie hatte es früher nicht bemerkt; jetzt sah, jetzt fühlte sie es.

Und sie konnte die schwache Mutter nicht loslassen, um sich Schultern und Brust wieder zu verhüllen.

Auch der junge Mann war verwirrt geworden. Aber schon früher. Die Stimmen der beiden Damen schienen plötzlich eine Erinnerung, wenn auch im ersten Augenblicke eine völlig unbestimmte Erinnerung, in ihm zu wecken.

In seiner Verwirrung entging ihm die der jungen Dame nicht. Er reichte ihr das Busentuch, das sie von sich geworfen hatte, und er stützte die ältere Dame mit seinem Arm, damit sie das Tuch wieder ordnen könne.

Welch' einen dankbaren Blick warf, durch alle ihre Verwirrung, die junge Gräfin ihm zu!

Und nun erröthete auch der junge Mann, wie in neuer, tieferer Verwirrung.

„Mutter, dieser Herr hat Dich ins Leben zurückgebracht. Ich hatte die Besinnung verloren.“

„Mein Herr, wie sehr dankbar bin ich Ihnen,“ sagte die Mutter.

Sie reichte dem Fremden die Hand.

Auch die Tochter hatte jetzt den Muth, ihm ihre Hand zu geben. Sie konnte es nicht ohne neues Erröthen.

Der junge Mann stand wie träumend, als er wieder den Ton der Stimmen hörte. Aber er war überflüssig; er konnte sich mithin als überlästig betrachten; er wollte sich entfernen.

„Ich schätze mich glücklich, daß ich Ihnen den kleinen Dienst habe erweisen können.“

Auf einmal stutzten auch die beiden Damen. Sie sahen einander fragend an. Die ältere Dame besann sich zuerst.

„Mein Herr, waren Sie vorgestern Nachts im Ardey?“

„Also auch mich hat mein Ohr nicht getäuscht!“

„Sie waren da?“

„Ich war da.“

„Und das ist heute das zweite Mal, daß Sie unser Retter geworden sind.“

„Sie schlagen auch das, was ich dort that, zu hoch an. Sie waren dort ohne mich wol ebensowenig in einer ernsten Gefahr, wie heute.“

Auf dem Wege von dem Dorfe Syburg her erschienen der Graf und der Verwalter.

Die Gräfin sah sie. Ihre Ungeduld hielt sie nicht. Sie hatte sich erholt. Sie erhob sich, jenen entgegenzugehen.

Der Fremde wollte noch einmal aufbrechen.

„Ich bitte,“ sagte die Gräfin, „verlassen Sie uns noch nicht. Ich habe mit den Männern zu sprechen. Leisten Sie unterdeß meiner Tochter Gesellschaft.“

„Auch ich bitte darum,“ bat die junge Gräfin.

Der Fremde blieb zum zweiten Mal.

Er blieb gern.

Es schien sich eigenthümlich schnell, trotz oder vielleicht gerade in Folge jener gegenseitigen Verwirrungen, ein Verhältniß des freundlichen, beinahe vertrauensvollen Entgegenkommens zwischen den beiden jungen Leuten gebildet zu haben.

Der junge Mann war aufmerksam, fein und doch nicht unterwürfig. Er hatte die Lebensart des gebildeten Geistes und Herzens.

Die junge Dame schien ihm gegenüber keinen Hochmuth, kaum einen Stolz der Aristokratin zu kennen.

Wie anders abstoßend war sie gegen den Kittelmann

Reinhold Stein gewesen, dem sie weit mehr zu verdanken hatte, der der Vertraute ihres furchtbarsten Geheimnisses geworden, zu dem sie in ein Verhältniß sogar peinlicher Abhängigkeit gerathen war.

„Sie waren schon an der Ruine?" fragte die Dame ihren neuen Begleiter.

„Ja, mein Fräulein."

„Sie kannten diese Gegend früher?"

„Ich bin heute zum ersten Mal hier."

„Auch ich."

„Es ist schön auf jener Höhe."

Die Dame mußte sich besinnen. Sie hatte an der Ruine der schönen Gegend wol gegenüber gestanden. Aber hatte ihr Geist auch den Eindruck aufgenommen, den vielleicht ihr Auge nicht einmal empfangen hatte? Sie antwortete nicht.

„Sie haben es nicht schön dort gefunden?" fragte der junge Mann.

Ein Strom von Thränen, die gewaltsam flossen, war die Antwort der Armen, die jahrelang hatte ihr Herz verschließen müssen, und die jetzt, nachdem sie es einmal geöffnet hatte, seinen Regungen, auch dem Fremden gegenüber, nicht mehr gebieten konnte.

„Fräulein, Sie sind unglücklich," sagte der junge Mann.

Sie hatte sich wieder zu fassen vermocht.

„Begleiten Sie mich zu meinen Eltern."

Sie war mit dem Fremden den Eltern gefolgt, die, mit dem Verwalter sprechend, wohl ohne auf den Weg zu achten, nach der Ruine zu gegangen waren. Sie schien zu bemerken, daß der Verwalter seine Mittheilungen an ihre Mutter sehr bald beendigt haben müsse.

So war es auch. Während der Graf dem Fremden für die Hilfe, die er den Damen geleistet, dankte, wechselte die Mutter rasch einige Worte mit der Tochter.

„Böhmker wußte nichts Neues von Erheblichkeit. Der Hauptmann ist krank, und allein und verschlossen wie immer.“

„Auch seine Plane kennt man nicht?“

„Kein Mensch kann sie ahnen.“

„Hast Du Hoffnungen?“

„Ich kann sie nicht aufgeben.“

Sie hatten die Ruine wieder erreicht.

Die junge Dame schien zum ersten Mal in der That die Schönheit der Gegend zu sehen. Ihr Herz war ihr ja jetzt leichter.

„Wie schön ist es hier!“ sagte sie, gleich jener Blinden auf der Limburger Brücke.

Die ältere Dame sah wieder träumend den Lauf der Ruhr hinauf, über das Städtchen Westhofen hinweg, über manches Dorf und manchen Edelsitz, dorthin, wo der Strom unter dem Schatten der hohen schlanken Pappeln dahineilte.

„Sie schauen nach Ellerburg hinüber, gnädigste Frau?“ fragte der Verwalter. „Dort, jene Pappeln!“

„Ich habe fast nur sie heute gesehen,“ antwortete die Gräfin.

Bei dem Namen Ellerburg hatte der Fremde gestutzt.

„Sie kennen diese Gegend?“ fragte die Gräfin.

„Westfalen ist meine Heimath.“

„Und Ellerburg? Aber entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit. Nahe bei dem Schlosse Ellerburg soll das Schloß Ellbach liegen.“

„Nur die Ruhr trennt die beiden Schlösser.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, wem sie gehören?“

„Sie interessiren sich dafür?“

„Sehr.“

Das Wort war dem jungen Mann unwillkürlich entfallen. Desto mehr erregte es die Aufmerksamkeit nicht nur der Gräfin, sondern auch seiner ganzen Umgebung.

„Ellerburg,“ antwortete die Gräfin, „ist die Besitzung des Grafen Lenhausen, meines Mannes.“

Der junge Mann wurde überrascht, aber nicht verlegen. Seine Ueberraschung spannte nur um so mehr seine Neugierde. Und doch zögerte er, weiter zu fragen. Er überlegte bei sich.

„Auf Schloß Ellbach,“ fuhr die Gräfin fort, „wohnt der Hauptmann von Heiding.“

Sie sah den jungen Mann scharf an, um zu erfahren, welchen Eindruck der Name auf ihn machen werde.

„Hauptmann von Heiding?“ erwiderte der Fremde in einem Tone, der anzeigte, daß der Name ihm völlig unbekannt war.

Die Gräfin war unruhig geworden. Sie sah zweifelhaft bald auf den Fremden, bald auf ihre andere Umgebung.

„Erlaube, Alexis,“ sagte sie dann.

Sie nahte sich dem jungen Manne.

„Mein Herr, ich bitte um Ihren Arm und um ein paar Worte.“

Sie ging mit ihm auf die Seite.

„Mein Herr, Sie sind seit wenigen Tagen zweimal in fast wunderbarer Weise vom Himmel uns zur Hilfe gesendet. Ich würde Ihnen vertrauen. Gibt mir das ein Recht auf Ihr Vertrauen für eine einzige Frage?“

„Befehlen Sie, gnädigste Gräfin.“

„In welcher Beziehung stehen Sie zu dem Schlosse Ellbach und seinem Besitzer? Sie fragten nicht mit gewöhnlicher Neugierde danach.“

Der junge Mann besann sich.

„Haben Sie ein Geheimniß, das Sie mir nicht anvertrauen dürfen?“

„Mein Geheimniß gehört mir allein; Niemand hat mir Verschwiegenheit auferlegt. Ich sehe kein Bedenken, es Ihnen mitzutheilen.“

„Also wirklich ein Geheimniß?“

„Ich erhielt vor vierzehn Tagen ein anonymes Billet, worin ich aufgefordert wurde, mich pünktlich am 24. Juni, aber nicht früher und nicht später, auf Schloß Ellbach einzufinden, um dort wichtige Nachrichten über mich und mein Schicksal in Empfang zu nehmen."

„Mein Gott!"

Der junge Mann mußte die Gräfin halten, wenn sie nicht umsinken sollte.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau?"

„Ihr Name, mein Herr?"

„Joseph Wernher."

„Ihre Eltern? Ihre Heimat?"

„Ich kenne nicht jene, nicht diese."

„Und das Billet? Haben Sie das Billet bei sich?"

„Hier."

Er übergab ihr das Billet.

Sie sah die Handschrift.

„Es ist von ihm, vom Hauptmann!"

Sie zitterte so heftig, daß Joseph Wernher sie auf einer Rasenbank in der Nähe niederlassen mußte, auf derselben, auf welcher sie eine Stunde vorher der Tochter ihre traurige Geschichte erzählt hatte.

„Verlassen Sie uns nicht. Bleiben Sie bei uns," bat sie.

Die Anderen waren zu ihrer Hilfe herbeigeeilt.

Viertes Kapitel.

Auf der Kirchmeß zu Ergste.

Der Westfale ist eine zähe Natur. Er hängt auch in seinen Freuden, Vergnügungen und Festlichkeiten zähe an dem Alten und Hergebrachten. Dennoch, vielleicht darum, sind seine Festlichkeiten ihm wahre Festlichkeiten und namentlich seine Volksfeste wahre Volksfeste. —

Berlin nennt seinen Stralauer Fischzug ein Volksfest. Es ist wahr, es strömen dort am 24. August in jedem Jahre vierzig- bis fünfzigtausend Menschen zusammen, jung und alt, vornehm und gering; noch unter Friedrich Wilhelm III. kam mitunter „sogar der Hof" dahin. Aber Keiner kommt hin, um selbst vergnügt zu sein, um selbst an einem Volksfeste theilzunehmen. Jeder will nur sehen, auf welche Weise der Andere sich vergnügt. So gehen Alle nur hin, um das Volksfest zu suchen, und wo Alle es nur suchen,

da findet es natürlich Keiner. Nur ein paar Bummler sind wirklich vergnügt bei „Kümmel und sauren Gurken".

Wie ganz anders ist eine westfälische Kirchmeß! Auch zu ihr kommen alle Stände, der Edelmann, der Bürger, der Bauer, der Taglöhner. Aber Alle kommen, um sich selbst zu vergnügen, nicht um zu sehen, ob die Anderen dies werden, und wie die es anfangen werden. Sie wollen selbst feiern, nicht feiern sehen.

Und so ist es aus alter Zeit noch heute. Selbst der alte stolze westfälische Adel verschmäht es nicht, rechnet es zu seinen hergebrachten Festen, die Kirchmeß seiner Nachbarschaft zu besuchen, der Herr, die gnädige Frau, die gnädigen Fräuleins.

Zu einer der berühmtesten Kirchmessen im westfälischen Süderlande gehört die des Dorfes Ergste, in der Grafschaft Limburg, nicht weit von dem Zusammenflusse der Ruhr und der Lenne.

Sie fällt auf den 24. Juni, den Tag Johannes des Täufers. Aus vielen Meilen in der Runde strömt Besuch dahin, einzig in der Absicht, die Kirchmeß zu feiern. Kein Bauer der Umgegend versäumt sie. Der Adel der Grafschaft Mark trifft von manchem Edelsitze dort zusammen. Selbst aus dem entfernteren Bergischen, aus Elberfeld und Barmen finden reiche Kaufleute sich ein.

So war es wenigstens noch vor dreißig bis vierzig Jahren. Die französische Fremdherrschaft hatte

nichts daran ändern können. Ich glaube nicht, daß es seitdem viel anders geworden ist.

An jenem Tage, an welchem der Kittelmann Reinhold Stein seinem Verlangen, die Ergster Kirchmesse zu besuchen, nicht widerstehen konnte, war es noch völlig so.

Das Dorf Ergste ist wie manche Kirchdörfer im Westfalenlande. Um die Kirche herum stehen Pfarrhaus, Schulhaus, Küsterhaus und die Wirthshäuser des Dorfes. Hinter ihnen liegen nach allen Seiten die Bauernhöfe, unregelmäßig, weit aus einander, so daß von einer Dorfstraße nicht die Rede ist; denn auch in diesen Dörfern ist noch jetzt, wie zu den Zeiten des Tacitus, jeder Bauernhof ein abgeschlossenes Ganze an Feld und Acker, Wiese und Weide, Busch und Wald; in der Mitte oder an einer andern gelegenen Stelle ist das Bauernhaus mit seinen Schoppen und seinem Leibzuchtshaus.

Weit um die Kirche herum war an dem Kirchmeßtage jeder geeignete Raum mit Buden bedeckt. Zwischen den Buden tummelte sich eine Menge umher, so dicht und zahlreich, daß „kein Apfel zur Erde fallen konnte".

Aus allen Wirthshäusern ertönte Tanzmusik, und es war so voll darin, daß kein Platz zum Tanzen war. Die Tanzlust tanzte doch. Wie? Das mochte sie wissen, und die Tanzlust weiß es immer.

Jedes Bauernhaus war heute ein offener Taubenschlag. Wer hineingehen, an Kuchen, Kaffee, Brod und Bier sich laben, plaudern und sich begrüßen wollte, der konnte hineingehen. Bekannte und Unbekannte. Die Gastfreundschaft des westfälischen Bauern weist Niemanden zurück.

Am vollsten und am buntesten war es zu Ende des Dorfes. Der „Herr Althof" hatte dort auf seinem großen Bauernhofe ein großes „städtisches" Wirthshaus aufrichten lassen, das mit seinem hübschen Hofraum und seinem Garten Platz für viele Hunderte von Gästen, und aus seinen Fenstern die schönste Aussicht in die Thäler der Ruhr und Lenne und auf die gegenüberliegenden Berge bot. Bei ihm fand der Adel der Grafschaft Mark sich zusammen. Bei ihm kehrten die „Stadtherren" und die reichen Bergischen Handelsleute ein. Dorthin gingen die reichen Bauern, wenn sie mehr als Kaffee und Bier, wenn sie Wein trinken wollten.

Schnaps zu trinken, dazu ist der westfälische Bauer schon zu aristokratisch.

Es war um elf Uhr Vormittags.

Aus den Fenstern des Althof'schen Gasthofes sah man manche schöne, reich und elegant gekleidete Dame in die reizende Gegend oder hinunter in den buntbewegten Hof blicken. Junge Herren machten ihnen den Hof.

Auf dem Hofe unten waren offene Zelte gegen die Sonnenhitze errichtet, größere und kleinere. Unter ihnen saßen die Zecher.

An einem langen Tische in der Nähe des Hauses sah man hinter Flaschen des schwersten Weines die Handelsherren von Elberfeld und Barmen, von Iserlohn und Hagen. Nicht weit von ihnen tranken nicht minder schweren Wein gewichtige Viehhändler aus dem Bergischen. Sie kamen häufig in die Gegend, die reich an den fettesten Weiden für ihr Vieh war. Adelige Herren schlürften feine Weine unter einem Zelte der schattigsten Seite des Hofraumes. Beamte thaten es ihnen nach.

Kräftige, behäbige Bauerngestalten mit ihren von der Sonne verbrannten, offenen und ehrlichen, und doch so klugen, manchmal gar verschmitzten Gesichtern saßen in ihren blauen Kitteln überall umher, und kümmerten sich nicht viel um Schatten und nicht viel um Schwere und Feinheit des Weines, wenn sie nur einen Platz „unter den Herren bei Herrn Althof" hatten, und den Wein ebenso theuer bezahlten, wie die reichen Kaufleute und die vornehmen adeligen Herren.

Neue Gäste zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße strömten noch immer herbei.

Unter einem kleinen Zelte in der Mitte des Hofes saßen zwei ältliche Herren. Sie hatten ihren Platz so gewählt, daß sie den ganzen Hof übersehen konnten.

Sie waren in lebhaftem Gespräche mit einander, über beinahe Alles, was auf dem Hof war. Dabei vergaßen sie die Flaschen nicht, die vor ihnen standen. Und sie tranken als Kenner und mit großem Behagen. Ihre etwas breite Aussprache verrieth, daß sie Söhne der westfälischen Mark waren.

Ein eleganter Wagen fuhr auf den Hof. Ein schon alter, etwas corpulenter, nicht gar großer Herr, mit stolzem und einen eisernen Willen verkündigendem Gesicht stieg aus. Er trug den preußischen Orden pour le mérite und das eiserne Kreuz, zwar am weißen Bande, aber eine desto seltenere Auszeichnung. Er half einer älteren und zwei jüngeren Damen aussteigen und führte sie in das Haus.

„Der alte Kammerherr von Bodelschwingh-Plettenberg mit seiner Familie," sagte einer der beiden Herren in dem kleinen Zelte zu dem anderen.

„Ah, ich hatte ihn noch nicht gesehen. Ein westfälischer Edelmann von echtem Schrot und Korn."

„Und ein guter Patriot, College."

„Man sieht es an seinen Orden."

„Er hat es auch durch Anderes bewiesen. Er hat mit dem alten Vinke in den Zeiten des Druckes viel gewirkt, die Gemüther hoffend und muthig zu erhalten. Und kennt Ihr die Antwort, die er einmal dem Kaiser Napoleon gab?"

„Nein, College. Erzählt sie."

„Im Jahre 1809 kam der französische Kaiser nach Düsseldorf, um dort die Huldigung seiner rheinischen und westfälischen Länder entgegenzunehmen. Alles, was es an Notabilitäten in diesen Provinzen gab, war dahin entboten. Wer entboten war und nicht kam, wäre als Hochverräther betrachtet worden. Der stolze Kaiser stand damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes. Es war große Cour im Schlosse zu Düsseldorf. Der Kaiser war finster, hochmüthig, verletzend, fast roh; besonders gegen den westfälischen Adel, der zahlreich herbeschieden war. Dieser stolze Adel sollte gedemüthigt werden. Auch der Kammerherr von Plettenberg hatte erscheinen müssen. Als er dem Kaiser vorgestellt wurde, maß dieser ihn mit seinem finstersten, hochmüthigsten Blick.

„Der westfälische Freiherr sah dem Kaiser frei, furchtlos und stolz in das Auge.

„Der Kaiser erhob zürnend höhnisch seine Stimme:

„— Vous êtes bon Prussien!"

„Der Freiherr antwortete laut und stolz:

„— Oui, Sire, jusqu' à ma mort!" —

„Ah, ah," lachte eine Stimme im Eingange des Zeltes. „Und sie hatten des süßen Weines genossen! Die Herren sprechen heute schon früh in fremden Zungen! Ihr Diener, meine Herren!"

Es war ein kleiner, wohlgenährter, aber gewandter Herr, der so sprach. Er war zu Fuß herangekommen,

zuerst über seinen Witz lachend, dann mit einer gewissen zurückhaltenden und herablassenden Würde grüßend.

„Guten Tag, Herr Gerichtsrath,“ empfingen ihn die beiden Herren trocken, aber gutmüthig. „Haben Sie schon etwas bestellt?“

„Ich habe noch keinen Kellner gesehen.“

„Bestellen Sie sich von dem Wein, den wir hier haben. Es ist ein gutes Thränchen.“

„Ja, ja, die Herren Justizcommissarien verstehen sich darauf. Sie können es auch. Nur der Advocat hat die goldene Praxis. Der arme Richter muß verhungern.“

„Sie zeigen das noch nicht, Herr Gerichtsrath.“

„Aufschwemmung von dem vielen Sitzen bei der Arbeit. Es ist mein Unglück. — Aber es ist unverschämt. Ich bin doch hier in meinem Gerichtsbezirk, und kein Kellner läßt sich sehen. Der Althof könnte wohl selbst kommen.“

„Heute hört hier aller Respect auf, Herr Rath, und wenn Sie etwas haben wollen, werden Sie schon zum Hause gehen müssen.“

Der dicke Gerichtsrath ging ärgerlich.

Die beiden Advocaten hatten jeder ein listiges Gesicht, wie verschieden sie auch sonst in ihrem Aeußeren waren. Der eine war groß und stark und roth; der andere lang und überall klapperdürr. Jedem schien

das Wohlleben, das der Richter ihnen nicht ohne Grund vorwarf, in seiner Weise, nach seiner besonderen Natur zu bekommen.

Sie blickten dem Richter höhnisch nach.

„Dieser dumme Pommer!“

„Und wie mißgünstig der Gesell ist! Hat sich, sobald die Provinz wieder erobert war, aus seiner dürren Haide in dieses fette Land versetzen lassen, um so schnell als möglich reich zu werden, und nun sieht er jeden Groschen, den ein Anderer ehrlich verdient, als ihm gestohlen an.“

„Solche Menschen machen ihre Regierung nicht beliebt.“

„Und wie aufgeblasen der Bursch ist.“

„College, führen wir ihn an?“

„Ich bin dabei, College.“

„Er will, wie alle Altpreußen in dieser neuen Provinz, Alles besser wissen. Er will sogar“ — der lange hagere Advocat sagte dies mit dem höchsten Grade der Verachtung — „auf Wein sich verstehen.“

„Der Narr!

„Still, er kommt zurück. Stimmt mir nur bei.“

Der kleine Gerichtsrath kehrte stolz pustend zurück, von einem Kellner gefolgt, der ihm Wein brachte.

Gleich hinter ihm trat noch ein Anderer in das Zelt. Es war ein Mann in einem blauen Kittel, ein grünes Mützchen auf dem Kopfe, ein hübscher junger

Mann, mit einem klugen Gesichte, einem sehr ungenirten Wesen, das grüne Mützchen über den braunen Locken keck auf dem rechten Ohre. Einer von den vielen Bauern, welche Kittel trugen, war er nicht. Viele Fußreisende trugen zu jener Zeit in Westfalen über ihrer Kleidung den blauen Leinwandkittel. Der Ober-Präsident der Provinz, „der alte Vinke“, reiste nie anders.

„Mit Verlaub, meine Herren. Ich sehe, hier ist Platz für vier.“

Mit diesen Worten nahm der Kittelmann Reinhold Stein — wer anders konnte sich so einführen? — bei den beiden westfälischen Advocaten und dem Gerichtsrathe „aus den alten Provinzen“ Platz.

Der Gerichtsrath hatte sich aus seiner Flasche eingeschenkt. Er besah, bevor er trank, mit Kennermiene die Farbe des Weines.

„Zum Teufel, Herr Gerichtsrath,“ sagte der lange Advocat, „was für Wein haben Sie da?“

„Ich habe von dem Ihrigen bestellt.“

„Der hat eine ganz andere Farbe. Sehen Sie, wie dunkel; als wenn er mit Syrup gefärbt wäre.“

„Aber der Geschmack ist gut,“ sagte der Rath, der unterdeß getrunken hatte.

„Bei solcher Farbe! Das ist nicht möglich. Darf ich bitten, mich versuchen zu lassen.“

„Hier.“

Der lange Advocat versuchte.

„Das ist unrecht von dem Althof; man hat Sie angeführt."

„Was? Mich?"

„Probiren Sie einmal, College."

Auch der dicke Advocat probirte.

„Krätzer!" versicherte er.

„Graswein!" versicherte seinerseits der lange Magere.

„Was ist Graswein?" rief roth vor Zorn der kleine Gerichtsrath.

„Er wird von verdorbenen grasigen Trauben gemacht und mit Syrup versetzt."

„Und das wagt der Althof gegen mich, in meinem Gerichtsbezirke!"

„Was will er machen? Er kann selbst nicht dafür. Er hat ihn von den rheinischen Viehhändlern. Er betrügt sie mit schlechten Kühen; sie betrügen ihn dafür mit schlechtem Wein."

„Das soll er mir büßen."

Der Gerichtsrath rannte, braun im Gesichte, fort, zum Hause, um den Wirth zur Rede zu stellen.

Reinhold Stein hatte indeß Studien gemacht.

„Alle Wetter," sagte er in seiner ungenirten Weise, „so können nur ein paar durchtriebene Advocaten die Leute foppen."

Die beiden Advocaten sahen etwas verwundert auf.

„Haben Sie auch Lust, gefoppt zu werden?“ fragte der Dicke.

„Ich bin lieber Hammer als Amboß,“ lachte der junge Mann, „und zudem bin ich hieher gekommen, mich zu amüsiren.“

„So auch wir.“

Unter den, wie es schien, nicht ganz unverwandten drei Männern war der Friede bald wieder hergestellt, wenn überhaupt Unfriede bestanden hatte.

Auch der Gerichtsrath war von dem „Herrn Althof“ zufriedengestellt. Dieser, ein schon bejahrter Mann, mit einem Gesichte, noch listiger und verschmitzter, als die der Advocaten, kam selbst mit dem Gerichtsbeamten zurück, eine andere Flasche Wein bringend. Er schenkte daraus dem Richter ein.

Dieser trank.

„Ja, ja, der Wein ist gut.“

Der Wirth lachte hinter seinem Rücken den Advocaten zu.

„Darf ich probiren?“ fragte wieder der lange Advocat den Richter.

„Hier.“

„Teufel, das ist ein schönes Weinchen!“

„Verdammt saurer Krätzer!“ flüsterte er seinem Collegen zu.

Der Althof entfernte sich, listig lachend.

In einem Zelte ganz dicht nebenan hatte während

des kleinen Vorfalles eine Bauernfamilie Platz genommen, Mann, Frau, Tochter. Sie mußten zu der höchsten Aristokratie des westfälischen Bauernstandes gehören. Sie waren in einem einfachen, grün angestrichenen „Stellwagen" angekommen. Aber vor den einfachen Bauernwagen waren ein Paar Pferde gespannt, so stolz und schön, wie der reichste Edelmann sie heute nicht auf den Althof'schen Hof fuhr. Als der Bauer ausgestiegen war, sah man die hohe Gestalt eines Greises mit schneeweißem Haar, aber stattlich und kernig, die Augen lebhaft, und die Gesichtsfarbe frisch, als wenn ein Vierziger dagestanden hätte. Und er sah so stolz um sich, daß der eine Advocat zu dem andern sagte:

„College, der Freiherr von Plettenberg, als er in Düsseldorf vor dem Kaiser Napoleon stand, kann nicht stolzer ausgesehen haben."

Er trug den blauen Kittel, wie die anderen Bauern.

Auch die Frau war stattlich; sie konnte in der Mitte der Vierziger stehen. Sie war ebenfalls einfach gekleidet; ihren Reichthum, wie ihre aristokratische Stellung zeigte nur eine dick mit echten Goldborten bedeckte Mütze an.

Die Tochter war ein sehr hübsches Mädchen von

kaum achtzehn Jahren, mit außerordentlich feinen Gesichtszügen und zartem Körper.

Der alte Bauer, nachdem er den Wagen verlassen hatte, sah sich nach allen Seiten auf dem Hofe um. In manchem Zelte war noch Platz, aber auch schon Gesellschaft, und in Beziehung auf diese schien er wählerisch zu sein. Er wollte mit den Seinigen weder zu dem Adel, noch zu den Städtern, noch auch zu den Bauern. So wählte er das Zelt, das noch ganz leer war. Er schritt stolz seiner Frau und Tochter voran, darauf zu. Er nahm breit Platz. Er fühlte sich, der reiche aristokratische Bauer, trotz aller seiner Einfachheit.

„Heda Bursch!" rief er einem Kellner zu, der geschäftig vorbeilaufen wollte, und er rief so laut, und schlug dabei mit seinem großen spanischen Rohr so derb auf den Tisch, daß der Mensch zusammenfahrend stehen blieb. „Bursch, kannst Du nicht hören? Bring mir vom Besten. Und sage dem Herrn Althof, der Schulze Liselühr und Bokelühr bestelle."

Reinhold Stein lachte vergnügt.

„In der ganzen Welt findet man doch so prächtige Bauern nicht, wie in Westfalen."

Der Gerichtsrath aber ärgerte sich.

„Das ist ein hochmüthiges, aufgeblasenes, grobes Volk."

„Nicht aufgeblasener, als ein märkischer Edelmann,“ sagte Reinhold Stein.

„Ja, ja, auch der Adel ist hier zu Lande sehr hochmüthig,“ erwiderte der Rath.

„Den hiesigen Adel nennt man den Markanischen,“ belehrte höhnisch der Kittelmann Reinhold Stein. „Ich sprach von dem jenseits der Elbe.“

Der Gerichtsrath hatte sich schon bei der Ankunft des Kittelmannes geärgert. Er würdigte ihn keiner weiteren Antwort.

Der lange Advocat fragte den Gerichtsrath:

„Was ist denn bei Ihnen in Pommern ein Edelhof werth?“

„O, wir haben welche, die unter Brüdern ihre fünfzigtausend Thaler gelten.“

„Und wie hoch taxiren Sie den alten Bauern dort?“

„Es gibt hier reiche Bauern; darum auch ihr Hochmuth.“

„Ich will Ihnen seinen Reichthum nennen. Er hat zwei Höfe, den Lieselührshof, von dem er selber stammt, und den Bokelührshof, den ihm seine Frau, als Anerbin, mitgebracht hat. Blos die Eichen auf den beiden Höfen verkauft er unter hunderttausend Thaler nicht. Und nun taxiren Sie selbst das Andere.“

„Und dennoch fängt dieser westfälische Bauernstand schon an, arm zu werden,“ sagte in seinem Aerger der Gerichtsrath.

„Der Stand nicht, nur einzelne Bauern. Und woher kommt das?"

„Weil das französische Gesetz sie frei gemacht hat, weil sie nicht mehr leibeigen, nicht mehr unterthänig sind."

„Pah, das Junkerlied! Aber horchen Sie dorthin, wenn Sie es erfahren wollen. Und auch das, was Sie da hören, wird der kräftige und gesunde westfälische Bauernstand verwinden. Die jetzt erliegen, werden schon allgemein verachtet."

Der alte Schulze Liselühr, nur bei diesem Namen wurde er gewöhnlich genannt, hatte Gesellschaft erhalten. Zuerst hatten sich zwei sehr reputirlich aussehende Bauern zu ihm gesetzt. Sie hatten es gedurft, und er hatte sie nicht unfreundlich aufgenommen. Er hatte sie „Compners" genannt, und sie hatten ihn „Compner" wieder nennen dürfen. Alles Zeichen, daß sie ihm nicht ganz unebenbürtig sein konnten, wenn sie es auch nicht in Allem waren.

„Wie steht das Korn bei euch, Compners?" fragte der Schulze Liselühr sie.

„Gott Lob; gut, Compner," antwortete der eine. Der andere aber sah sich vorsichtig um, und als er den Gerichtsrath in seiner Nähe erblickte, sagte er leise:

„Das muß man nicht so laut aussprechen, Compner, es sind jetzt schlechte Zeiten, und wenn der Steuereinnehmer uns hier Wein trinken sähe —"

Der Schulze Liselühr unterbrach ihn beinahe unwillig:

„Nun, dann? Mich können alle Steuereinnehmer der Welt meinen Wein trinken sehen. Viele Steuern muß man bezahlen, das ist wahr. Aber der Bauer kann es tragen. Und man hat auch was dafür. Wir sind freie Herren, wie der Edelmann.“

„Ach, Compner, der Edelmann! Müssen wir nicht auch an den wieder die alten Abgaben und Dienste entrichten, die der Franzose aufgehoben hatte? Werden wir nicht so nur doppelt besteuert?“

„Ei, Compner, auch den Edelmann könnten wir noch ernähren, wenn es sein müßte. Aber es ist so schlimm nicht.“

Dieser Theil der Unterhaltung im Zelte war unterbrochen worden.

Zwei neue Kittelmänner waren in das Zelt getreten.

Sie waren beide zu Pferde auf den Hof gekommen. Der eine war ein kleiner Mann mit einem Hängebauche und aufgeschwemmten Gesichte, wüst, verkommen, doch noch sich äußerlich haltend. Der andere war eine riesige, colossale Figur. Er schien schon ein Sechziger zu sein; aber das Alter hatte ihm nichts anhaben können, als daß es einen großen Schnurrbart, den er trug, weiß gefärbt hatte. Der Ausdruck seines Gesichtes war roh, gemein, unheim=

lich; man meinte, der Mann müsse zu jeder Unthat fähig sein. Seine Haltung hatte etwas Soldatisches. Den anderen Bauern glich er nicht im Geringsten.

Der Kleine ging voraus. Der Große schien ihm nur ungern zu folgen.

„Ah, da sitzen ja lauter reiche Schulzen," sagte höhnisch der Kleine, als er in das Zelt blickte. „Habt ihr noch Platz, Compners?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte er sich keck und frech auf den leeren Platz neben dem Schulzen Liselühr und lud seinen riesigen Begleiter ein, sich neben ihn zu setzen.

Die drei Schulzen sahen ihn verdrießlich, mit Verachtung an. Keiner sprach ein Wort zu ihm. Er ärgerte sich darüber.

„Ihr thut gewaltig vornehm, Compners," sagte er trotzig. „Aber noch bin ich Hofbesitzer, so gut wie ihr."

Es antwortete ihm wieder Niemand.

Trotziger fuhr er fort:

„Und wenn mir das Gericht in drei Wochen meinen Hof verkauft, so ist das ein Unglück, das in dieser Zeit auch Jeden von euch treffen kann."

Immer blieb ein verächtliches Schweigen die einzige Antwort.

Er erhitzte sich.

„Aber eine Schande ist es, wenn man von seinen

Gevattern im Stiche gelassen wird. Eine doppelte Schande ist es jetzt, wo Alles über den armen Bauern herfällt, Regierung, Landrath, Gericht, Edelmann. Früher hatten wir nur den Edelmann, den Gutsherrn. Aber jetzt, da wir freie Herren, daß Gott erbarm, geworden sind, wollen jene alle uns plündern, und die nächsten Freunde lassen einen im Unglücke sitzen."

Der alte Schulze Liselühr konnte nicht mehr schweigen.

„Höre, Schulze Tiefenhausen," sagte er mit seiner kräftigen Stimme zu dem heruntergekommenen Bauer und er erzeigte ihm nicht die Ehre, ihn nach der Sitte der Aristokratie des Bauernstandes in der Grafschaft Mark „Compner" — Gevatter — zu nennen. „Höre, Schulze, der Bauer läßt hier Keinen im Stich, der es werth, daß man sich seiner annehme. Wir haben Dir jahrelang geholfen; wir haben Dich aber auch jahrelang gewarnt. Es half nichts. Du hattest eben Recht, wir mußten auf einmal ungewöhnlich viele Steuern und Abgaben bezahlen, an das Land, an die Gerichte, die sich mit ihren theuren Hypotheken- und Vormundschaftssachen in Alles mischen, und auch wieder an den Edelmann, der wieder Gutsherr werden sollte. Dies wurde Manchem, besonders in der ersten Zeit nach den schweren Kriegen, und so auf einmal, wohl recht schwer. So auch Dir. Aber über den Kopf wäre es Dir nicht gegangen, wenn Du nur den

Kopf nicht verloren hättest und, nachdem Du ihn einmal verloren hattest, ein Lump geworden wärst, der, anstatt sich bei seinesgleichen zu halten, zu den Juden lief, und darauf in die Wirthshäuser kam, und zuletzt ein Spieler und Säufer wurde, nichts that, seinen Acker liegen ließ, sein Holz verkaufte und das Geld dafür außer dem Hause verpraßte. So mußtest Du durch Deine eigene Schuld werden, was Du geworden bist, ein Bettler, dem nur durch Almosen zu helfen ist, ein Lump, den der brave Bauernstand ausgestoßen hat, der nur noch mit Gesindel verkehren darf."

Der alte Schulze warf einen zürnenden, befehlenden Blick auf den verkommenen Bauer. Den Begleiter desselben streifte flüchtig bei dem Worte Gesindel sein Auge.

Beide hatten Worte und Blicke wohlverstanden.

In dem Gesichte des Mannes mit dem weißen Schnurrbart zeigte sich ein glühender Zorn, aber auch eine gewisse Furcht; er erwiderte nichts. Der Andere aber sagte höhnisch:

„Das sollte wohl heißen, Compner, daß ich mich aus Eurer Gesellschaft zu entfernen habe? Ihr habt aber Eins vergessen: wir sind hier nicht auf Eurem Hofe, sondern im offenen Wirthshause, auf freier Kirchmeß."

„Das sind wir," entgegnete der Schulze. „Und

darum magst Du bleiben, wo Du bist, und auch wir bleiben. Der brave Bauernstand hat Dich doch einmal ausgestoßen."

„Nun, haben Sie gehört?" fragte der lange Advocat den Gerichtsrath.

„Gewiß, und ich bleibe dabei, es ist ein hochmüthiges Volk, dieser westfälische Bauer. Freilich, er hat ja das Beispiel seines Adels, dem er sich überhaupt gleichstellen möchte, seitdem er frei ist."

„Darin haben Sie in gewisser Hinsicht Recht. Der westfälische Adel und der westfälische Bauer, beide sind stolz, weil sie sich als freie, kräftige Männer fühlen, die auch frei bleiben wollen. Darum halten sich auch beide rein und unvermischt. Wie der Bauer keine Bürgerin heiratet, so wird der westfälische Adel sich nie mit Ihrem preußischen Adel verbinden."

„Und das nennen Sie keinen Hochmuth?"

„Und so wie der Bauer keinen höheren Stolz kennt, als der freie Herr auf seinem Hofe zu sein, so wird auch unser westfälischer Adel sich nicht dazu entschließen, in Ihren preußischen Civil- oder Militärdienst zu treten."

„Das wollen Sie wohl Patriotismus nennen?"

„Es kommt darauf an. Zu den Freiheitskriegen strömte auch unser Adel herbei, alle, die Waffen tragen konnten; ein Freiherr von Bodelschwingh ließ sich als Knabe von vierzehn Jahren zum gemeinen Sol-

daten machen, und erhielt in der Schlacht bei Leipzig eine Kugel durch die Brust, und erwarb sich das eiserne Kreuz erster Classe. Dem Kaiser Napoleon hatte Keiner von ihnen gedient."

Dem Gerichtsrath mochte das, was der Advocat ausdrücken wollte, wohl nicht recht klar sein. Er sprang von dem Streite ab.

„Eins lobe ich mir indessen," sagte er. „Man findet hier unter den Bauern manche Vorurtheile nicht, die man bei ihrer geringen Bildung gerade in hohem Grade bei ihnen suchen sollte."

„So zum Beispiel?"

„So zum Beispiel muß ich mich gleich hier verwundern, daß jene stolzen Bauern mit einem Scharfrichter, einem Wasenmeister eigentlich, so offen an einem Tische zusammensitzen."

„Was? Wo? Wo?"

„Der große Mann mit dem weißen Schnurrbart —"

„Ist ein Wasenmeister?"

„Ist der Wasenmeister Baumann vom Ardey."

„Es ist nicht möglich."

„Ich habe ihn zufällig in einem Termine kennen gelernt."

„Wenn das die Bauern wüßten! Diese Unverschämtheit ist zu groß."

Nicht blos die beiden Advocaten hatten sich über die Entdeckung des Gerichtsrathes gewundert. Fast

noch mehr, als sie, der Kittelmann Reinhold Stein. Er hatte schon bei dem ersten Anblicke des Begleiters des verkommenen Schulzen Tiefenhausen den riesigen Mann mit unverholener Neugierde betrachtet, und dann zum öftern mit einer immer steigenden Unruhe ihn angesehen.

„Baumann heißt der Mensch?" fragte er den Gerichtsrath.

„Gottfried Baumann."

„Und wohnt auf dem Ardey?"

„Da oben hoch im Gebirge, an der Chaussée."

„Und ist Wasenmeister?"

„Er soll früher preußischer Soldat gewesen sein und unter der Compagnie des Hauptmanns von Heiding auf Ellbach gestanden haben. Er hat dem Hauptmann viele Dienste geleistet. Dafür hat dieser ihm später die Wasenmeisterei im Ardey gekauft."

„Der alte Hauptmann! Mit dem alten Hauptmann steht er in Verbindung? Auch jetzt noch?"

„Ich habe gehört, daß er oft nach Ellbach hinüberreite."

Reinhold Stein wurde nachdenklich.

Der Gerichtsrath fuhr wichtig fort:

„Der Mensch soll auch noch mit andern Leuten in Verbindung stehen. Besonders seit einiger Zeit will man verdächtiges Gesindel im Ardey haben herumschleichen sehen, und noch in der vorgestrigen Nacht

will man während des furchtbaren Gewitters in der Nähe der Wasenmeisterei sonderbares Schreien und Rufen gehört haben. Es geht mich nichts an; aber wenn es in meinem Gerichtsbezirk wäre — Vor einigen Tagen will man ihn sogar mit fremden Leuten, die man für Franzosen gehalten, im Walde gesehen haben. Was die nur hier wollen?"

„Vielleicht einen Schatz heben!" lachte halb sinnend, halb spöttisch der Kittelmann Reinhold Stein vor sich hin, der blos ernsthaft für längere Zeit nicht sein konnte.

„Ich begreife nur nicht," fuhr der Gerichtsrath wieder fort, „was der Mensch hier wollen mag?"

„Die Kirchmeß besuchen, Herr."

„Aber wenn das bei dem Vorurtheil der Bauern gegen seinen Stand ein Wagniß ist, wie die Herren Justizcommissarien sagen —"

„Er ist ja in Ihrem Gerichtsbezirk hier; er wird sich darauf verlassen, daß Sie hier Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten wissen, daß Sie ihm also, wenn er angegriffen wird, Beistand leisten werden."

Der Gerichtsrath sah ängstlich auf den Riesen und die vielen Bauern, die ebenfalls starke Fäuste und Knochen hatten, er mochte an den furchtbaren Kampf denken, der nothwendig entstehen müsse, wenn hier einmal ein Streit losbreche; und darin sollte er helfen!

„Ich bin Richter,“ sagte er. „Das Helfen in Schlägereien ist Sache der Polizei. — Aber freilich, wenn ich wüßte, daß der Mensch hier in verbrecherischer Absicht wäre! Ein Verbrechen muß jeder Staatsunterthan verhüten.“

„Ist es kein Verbrechen, einen Menschen todtzuschlagen?“

„Wer hat hier von Todtschlag gesprochen?“

„Ei, lieber Herr, glauben Sie denn, daß diese Bauern, wenn sie erfahren, daß ein „unehrlicher“ Wasenmeister sich zu ihnen gesetzt und sie, die ersten Schulzen des Landes, mit „unehrlich gemacht hat,“ den Menschen nicht zu Brei zermalmen werden?“

„So schlimm wird es nicht werden.“

„Wir wollen einmal sehen.“

Er stand auf.

„Was wollen Sie thun?“

„Dem Schulzen Liselühr und Bokelühr sagen, daß er an Einem Tische mit einem Abdecker sitzt.“

„Herr, Sie werden doch nicht —?“

„Warum nicht?“

„Was geht der Mensch Sie an?“

„Vielleicht viel.“

„Sie kannten ihn ja nicht.“

„Es wäre doch möglich.“

„Aber Herr, Sie sind toll.“

Reinhold Stein schien in der That, aller Angst und aller Ermahnung des Gerichtsbeamten zum Trotze, in das benachbarte Zelt sich begeben zu wollen.

Er wurde von einer anderen Seite aufgehalten.

Auf einem über und über mit Schaum bedeckten Rosse kam, trotz Mittagssonne und Junihitze, spornstreichs ein Reiter in den Hof gesprengt.

Es war ein junger Mann, etwa in der Mitte der zwanziger Jahre; eine kleine, beinahe zarte Gestalt, aber muskulös, kräftig, gewandt. Das Gesicht war blaß, fein, vornehm, leidenschaftlich, übermüthig, schlecht. Er war elegant gekleidet.

Er jagte in den Hof hinein, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, daß er Tische, Bänke, Stühle, Menschen umritt. Seine Umgebung würdigte er keines Blickes. Sein lebhaftes Auge schweifte nur suchend unter den zahlreichen Zelten auf dem Hofe umher.

Er schien gefunden zu haben, was er suchte, in dem Zelte, in welchem der Schulze Liselühr mit seiner Familie und der Wasenmeister Baumann saßen.

Plötzlich parirte er sein Pferd, daß es auf die Seite sprang und ein halbes Dutzend Menschen umstieß. Dann warf er dem Wasenmeister einen Wink zu und ritt im langsamen Schritte zu einem Stalle an der Seite des Hofes, wo er abstieg und einem Knechte das Pferd übergab.

Die von seinem Pferde Umgeworfenen hatten hin=

ter ihm her geschimpft. Er hatte sich nicht mehr darum gekümmert, als wenn ein kleiner Hund hinter ihm her gebellt hätte. Er blieb ruhig an dem Stalle stehen, als wenn er Jemand erwarte.

Der Wasenmeister Baumann hatte bei dem Anblicke des Reiters gestutzt. Als dieser ihm winkte, wurde er verlegen, beinahe wie ängstlich, über die Aufmerksamkeit, die nun auch auf ihn sich gelenkt hatte.

Er wußte wol, daß er hier ein „Unehrlicher" war, und wenn er auch seine Riesenkraft kannte, die Gefahr, in die er sich, vielleicht frech und widerwillig zu gleicher Zeit, hineinbegeben hatte, konnte ihm nicht entgehen.

Der Wink des Reiters schien für ihn Befehl gewesen zu sein. Er begab sich zu dem Wartenden am Stalle.

„Wer ist der Reiter?" hatten hundert Stimmen theils unwillig, theils neugierig gefragt.

Auch Reinhold Stein fragte mit zornig flammendem Auge: Wer ist der freche Gesell, der die Leute wie Mohnköpfe umreitet und öffentlich Freundschaft mit einem Abdecker pflegt? Den unverschämten Burschen muß man züchtigen. Wer ist er?

„Der junge Graf Lenhausen von Ellerburg," antwortete der lange Advocat.

„Ah, zum Teufel, ein vornehmes Haus. Auch

der Vater und die Schwester. Die Mutter nicht ganz."

„Sie kennen die Familie?"

„Vornehmer alter Adel! Das reinste westfälische Blut. Man sieht es auch dem Burschen an."

„Thun Sie dem westfälischen Adel nicht Unrecht," sagte etwas derb der corpulente Advocat. „Auch die Familie Lenhausen steht in allgemeiner Achtung und verdient es. Dieser Sohn ist leider vom Stamm gefallen."

„Es fällt hier wohl Mancher vom Stamm."

„Kennt Ihr den jungen Grafen näher, College?" fragte der lange Advocat.

„Nur vom Hörensagen. Er ist ein Taugenichts. Er versprach es schon in der Jugend zu werden. Seine Eltern haben ihn deshalb schon früh aus dem Hause gethan und strenger Erziehung übergeben. Es hat nichts gefruchtet. Er ist dadurch nur tückisch geworden. Er ist ein Mensch, dem nichts heilig ist, und der meint, weil er von alter, vornehmer Familie sei, brauche ihm nichts heilig zu sein. Dabei hat er keinen Muth; Ehre hat er ohnehin nicht. Er gehört zu den Burschen, die auf Universitäten alte invalide Nachtwächter tapfer durchprügeln, und einem Fuchse, der Courage hat, nicht in die Augen zu sehen wagen. Er ist ein Kerl, der in liederlichen Häusern ein Held ist, und jedes ordentliche Mädchen zu einer liederlichen Dirne

machen möchte. Sein Onkel, der alte Hauptmann von Heiding, von dem wir vorhin sprachen, der übrigens nicht zum westfälischen Adel gehört, hat ihn in der letzten Zeit vollends verdorben. Das sind ein paar gleiche Brüder mit gleichen Kappen. Es soll eine Schandwirthschaft sein, die sie zusammen bei dem Alten auf Ellbach treiben. Durch ihn hat er auch den Wasenmeister kennen gelernt. Er wird wohl heute wieder einen Liebesdienst oder sonst einen schlechten Streich von ihm wollen."

„Das möchte ihm heute nicht gelingen," sagte der Kittelmann Reinhold Stein, indem er sich auf einmal wieder anschickte, das Zelt zu verlassen.

„Wo wollen Sie hin, Herr?" fragte ihn erschrocken der Gerichtsrath.

„Geht Sie das etwas an?"

„Sie wollen doch kein Unglück anrichten?"

Der Kittelmann antwortete ihm nicht und verließ das Zelt.

„Das ist gleichfalls ein frecher Bursch!"

„Und welche Blicke plötzlichen tiefen Hasses warf er auf den jungen Grafen, den er doch in seinem Leben nicht gesehen hatte."

„Kennt ihn Niemand von den Herren?"

Keiner kannte ihn.

Reinhold Stein ging dem Wasenmeister nach.

Der Wasenmeister war dem jungen Grafen Lenhausen gefolgt.

Der Graf Lenhausen, als er den Wasenmeister kommen sah, war weiter, hinter den Stall, gegangen. Dorthin hatte sich auch der Wasenmeister begeben.

„Ob ich den Schuften nachfolge?“ fragte sich Reinhold Stein. „Und warum nicht? Sie haben einen schlechten Streich vor. Es ist Bürgerpflicht, und da muß, selbst nach der Theorie des Gerichtsrathes, der gute Unterthan auch horchen können.“

Er schlich den Beiden nach. An der Ecke des Stalles blieb er stehen. Er sah sie dort nicht, aber er konnte sie sprechen hören.

„Also der Alte läßt mich suchen?“ fragte ein tiefer Baß, der nur dem riesigen Wasenmeister angehören konnte.

„Und sehr eilig,“ antwortete die wohllautende, biegsame Stimme des jungen Grafen. „Es muß etwas vorgefallen sein; oder es ist ihm plötzlich etwas eingefallen. Ein reitender Bote mußte zu seinem Advocaten nach Hamm. Ich selbst mußte aufsitzen, um Dich zu holen.“

„Hm, was mag das sein?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ich werde sogleich aufbrechen.“

„Nicht sogleich. Ich muß auf der Stelle zurück;

zusammen mit Dir, Meister Baumann, Du wirst einsehen, daß das nicht angeht."

„Wollen Sie nicht auf der Kirchmeß bleiben?"

„Bah, was gäbe es denn hier?"

„Aber Ihr Pferd haben Sie schon halb todt gejagt. Wenn Sie ihm keine Ruhe gönnen, wird es unter Ihnen fallen."

„Hast Du Mitleid mit Bestien?" lachte der junge Graf. „Ich bin eilig. Ich habe da ein kleines Abenteuer eingeleitet; da oben im Ardey, nicht weit von Deinem Hause. Du mußt mir behilflich sein. Folge mir daher alsbald und hole mich ein."

„Was haben Sie denn dort?"

„Du wirst es erfahren. Eine interessante Geschichte."

Der junge Graf lachte. Der Wasenmeister mußte gehen wollen. Der Graf hielt ihn zurück.

„Noch Eins. In welcher Gesellschaft warst Du unter dem Zelte?"

„Bei den reichsten Schulzen der Gegend."

„Es war eine hübsche Dirne dabei."

„Die Tochter des reichsten und stolzesten unter ihnen."

„Ei, ich möchte Vater und Tochter kennen lernen. So viel Zeit haben wir noch."

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf."

„Vor dem einfältigen Bauernvolk?"

„Die haben verdammt grobe Fäuste.“

„Aber gegen den Edelmann keinen Muth; das liegt ihnen, trotz allem Freiheitsschwindel, noch im Blute. Geh voran, ich folge.“

Sie trennten sich.

Auch der Kittelmann verließ seinen Posten. Er kehrte in sein Zelt zurück. Er war unruhig geworden.

„Ein Abenteuer hat der Schurke? Da oben an der Chaussée im Ardey? Da liegt das Wirthshaus. Da kann seit einer Stunde Francisca sein. — Aber ich bin ein eifersüchtiger Narr! — Und doch! — Ich werde euch eure Plane versalzen, ihr Schurken.“

Er kam mit einem so unruhigen Gesichte in dem Zelte wieder an, daß es den Advocaten auffiel.

„Fehlt Ihnen etwas, Herr?“

„Nein.“

Der Wasenmeister war in das Nachbarzelt zurückgekehrt.

„Trinkt, Freund,“ rief ihm der verkommene Bauer zu, der selbst schon angetrunken war. „Wollen meine vornehmen Compners mich auch nur wie einen Bettler behandeln, wir können noch ebenso gut „vom Besten“ trinken wie sie.

Gleich darauf kam auch der junge Graf wieder. Er war zu Fuße. Er ließ durch den Stallknecht sein Pferd hinter sich herführen. Ein Liedchen trällernd, mit der linken Hand seinen hübschen Schnurrbart

streichend, mit der rechten die Reitpeitsche schwingend, ging er auf das Zelt zu, in welchem der Wasenmeister saß. Spöttische Blicke auf die Gesellschaft in dem Zelte werfend, blieb er am Eingange stehen.

Die Blicke des Kittelmannes Reinhold Stein folgten ihm mit einer fast zitternden Wuth.

Wer am Morgen den stets ruhigen, meist nur kalt spottenden und spöttelnden jungen Mann in der vornehmen Reisegesellschaft gesehen hätte, würde ihn einer solchen heftigen und so plötzlich aufflammenden Leidenschaft kaum fähig gehalten haben.

Aber hatte er nicht auch schon da gezeigt, daß er vieles und starkes Gefühl besitze? Und Menschen, die mit diesem einen festen Willen, einen trotzigen Sinn, und zugleich eine, wenn auch nur meist äußerliche Rohheit verbinden, — sind auch oft, gewöhnlich, sehr starker und auf einmal emporflammender Leidenschaften fähig.

„Herr, was fehlt Ihnen?“ fragte ihn wiederholt der lange Advocat.

„Nichts, habe ich Ihnen schon einmal gesagt.“

„Sie kennen den jungen Grafen Lenhausen. Sie haben etwas mit ihm.“

„Ich kenne ihn nicht. Und doch, Herr! — Advocaten sollen ja vielerlei in der Welt erleben. Ist es Ihnen schon einmal vorgekommen, daß Sie plötzlich einen Menschen sahen, den Sie in Ihrem Leben noch

nicht gesehen hatten? Sie wußten das ganz gewiß; Sie konnten es mit gutem Gewissen beschwören, nicht mit Ihrem Advocaten-Gewissen, sondern als ehrlicher Kerl. Und doch hätten Sie wieder zehn Eide darauf schwören mögen, daß Sie den Menschen schon gesehen hätten, nicht einmal, aber zehnmal, zwanzigmal, hundertmal. Wo und wie und unter welchen Umständen, das wußten Sie nicht. Aber daß der Mensch Ihnen in den Tod zuwider war, daß er Sie einmal auf den Tod beleidigt, mißhandelt haben müsse, daß Sie ihn haßten, daß Sie Rache an ihm nehmen, daß Sie ihn vernichten möchten, vernichten müßten, das alles war Ihnen keinen Augenblick zweifelhaft, es stand in Ihrer Seele fest, wie — wie — wie ein Evangelium, Herr."

„Und so war Ihnen bei dem Anblicke des jungen Grafen?" fragte, beinahe wie mit einem leichten Schauer, der Advocat.

„So war mir, und ich zweifle nicht, daß es dem Bürschchen ebenso ergehen wird, wenn er mich sieht."

Dem Gerichtsrath war so unheimlich geworden, daß er sich mit seiner Flasche davonmachen wollte.

Der Kittelmann sah es. Er lachte laut auf.

„Bleiben Sie ruhig hier, Sie guter Herr aus Pommern. Es wird Ihnen nichts geschehen. Und wenn ich die Sache recht betrachte, so habe ich nur eine Räubergeschichte aus der andern Welt erzählt,

die für diese Erde, zumal auf einer ehrlichen westfälischen Dorfkirchmeß, nicht mehr zieht. Sie wissen — aber Sie haben es in Ihrem Hinterpommern auch wol nicht gehört — es gibt Philosophen, die solche Gefühle als Erinnerungen aus einem früheren Dasein des Menschen in einer anderen Welt auffassen, und daraus außerordentlich gescheite Systeme von Seelenwanderung und dergleichen Dingen construiren wollen. Auch ich werde mir ein System daraus construiren. Passen Sie auf. —"

Der junge Graf Lenhausen war in das Zelt nebenan eingetreten. Er hatte die hübsche Tochter des Schulzen Liselühr und Bokelühr auf das Korn genommen.

„Ah, siehe da, eine schöne Blume der rothen Erde. Erlauben Sie, mein Kind."

Er wollte sich ohne Umstände zu ihr setzen.

Der alte Schulze war schnell aufgesprungen, mit dunkelrothem Gesichte.

„Was wäre dem Herrn gefällig?"

„Sehen Sie das nicht?"

„In diesem Zelte haben Sie nichts zu suchen, Herr."

„In diesem Zelte, wie überall hier, ist heute Kirchmeßfreiheit."

„Für keine unverschämten Burschen."

Der alte Schulze hatte seinen Zorn nicht mehr

bemeistern können. Er hob drohend sein dickes spanisches Rohr auf. Dieser Gefahr trotzte der junge Graf. Der riesige Wasenmeister war bei ihm. Die anderen Bauern machten bei der Drohung des Schulzen verlegene Gesichter. Der Schulze wußte wol, was er that.

„Hören Sie, Herr Graf,“ sagte er ruhig in seinem Zorn, „packen Sie sich im Augenblick von der Seite meiner Tochter, die viel zu gut für einen Menschen wie Sie ist, oder dieses Rohr tanzt auf Ihrem Rücken. Ich ermahne Sie nur noch vorher, weil hier so viele respectable westfälische Edelleute sind, die sich schämen würden, wenn einer ihresgleichen durchgeprügelt werden müßte.“

Der junge Graf war doch wol nicht so feige, wie der Advocat ihn dargestellt hatte. Oder ließen sein Trotz und sein Hochmuth eine Gefahr ihn nicht erkennen?

„Ich kann mich hier hinsetzen, wohin ich will,“ sagte er. „Wage Einer, mich anzurühren.“

Der junge Graf war bei seiner Ankunft auf dem Hofe allgemein aufgefallen. Der Streit in dem Zelte war nicht leise geführt; der alte Schulze hatte eine sehr starke Stimme, und er hatte sie nicht geschont.

Unter einem benachbarten Zelte saßen mehrere Edelleute der Nachbarschaft. Einer von ihnen stand, im Einverständnisse mit den anderen, auf und begab

sich an den Ort des Streites. Es war die kräftige, und wenn auch nicht große, dennoch durch ihre würdige, edle Haltung imponirende Gestalt des alten Freiherrn von Plettenberg. Ein jüngerer Mann folgte ihm.

„Herr Graf Lenhausen, Ein Wort," sagte mit ruhiger, aber strenger Stimme der Herr von Plettenberg.

„Was stände zu Ihren Diensten?" erwiderte trotzig der junge Graf.

„Hätten Sie die Güte, mir einige Schritte zu folgen?"

„Nein."

„So muß ich Ihnen vor fremden Ohren sagen, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Sie haben mir nichts zu sagen."

„Doch, Einiges. Zunächst, daß der westfälische Edelmann den Bauer, auch da dieser noch sein Leibeigener war, nicht als solchen, sondern als seinen ehrenhaften Vasallen zu betrachten gewohnt war. Sodann eine Bitte. Betragen Sie sich hier nicht ferner in einer Weise, die den ganzen Stand, dem Sie angehören, beschimpft."

In den Augen des jungen Grafen blitzte eine tückische Wuth.

„Herr Baron," sagte er, oder, verbesserte er sich mit großer Bosheit, „oder besser, Herr Kammerherr — Sie dienen ja wohl als Kammerherr — werden Sie

die Güte haben, für Ihre beleidigenden Worte mir Genugthuung zu geben?"

„Das käme sehr darauf an," erwiderte in seiner vollkommenen Ruhe der Herr von Plettenberg.

„Ah!"

Der jüngere Begleiter des Freiherrn von Plettenberg trat vor.

„Herr Graf Lenhausen! In Ehrensachen muß Alles gleich sein, auch das Alter. Ich stehe Ihnen zu Diensten, der Graf Westerholt."

„Habe ich mit Ihnen etwas zu schaffen?"

„Ich mache die Worte des Herrn von Plettenberg zu den meinigen."

„Halt, Westerholt," trat der Herr von Plettenberg dazwischen. „In Ehrenhändeln wird auch noch etwas Anderes gefordert, als was Sie eben nannten. Vor allen Dingen ein Handel, der wirklich die Ehre berührt, der einem Theile seine Ehre wirklich angreift. Ob das hier der Fall ist, darüber wird vorher ein Gericht unserer Standesgenossen entscheiden. Bis dahin, Herr Graf Lenhausen, werden Sie wissen, was Sie uns und Ihrem Namen schuldig sind."

Der alte strenge Freiherr verbeugte sich mit einer Miene, in der die Erwartung, die befehlende Erwartung sich aussprach, daß auch sein Gegner auf der Stelle das Zelt verlassen werde. Und der Graf erwiederte,

wenn auch mit den Zähnen knirschend, die Verbeugung, zum Zeichen der Zustimmung.

„Guten Tag, Schulze," sagte nun der Freiherr von Plettenberg zu dem Schulzen Liselühr und Bokelühr.

„Guten Tag, Herr Baron." Er gab dem Freiherrn die Hand. Sie schüttelten sich gegenseitig die Hände.

Es war ein schönes Bild, wie sie so vor einander standen, der westfälische Edelmann und der westfälische Bauer, beide noch als Greise die würdigsten Repräsentanten der Kraft, des Stolzes, der Freiheit ihres Standes, beide kräftige, stolze, freie westfälische Männer. So erkannten sie sich gegenseitig an durch den biedern, derben Druck der Hände. Zu sagen brauchten sie es sich nicht.

Der Freiherr kehrte einfach und ruhig, wie er gekommen war, mit seinem Begleiter zu seinen Standesgenossen zurück.

Der Graf Lenhausen hatte sich auf sein Pferd geschwungen und sprengte aus dem Hofe.

„Der wäre abgeführt," sagte mit boshafter Freude der Kittelmann Reinhold Stein. „Nun der Andere."

Er blickte spöttisch auf den kleinen Richter, ingrimmig auf den Wasenmeister, innerlich lachend auf die vielen kräftigen Bauernfäuste rund umher.

„Vorurtheil, jetzt thue deine Dienste. Der Bauer ist doch ein Bauer."

Dann rief er mit lauter Stimme, daß trotz des

Kirchmeßgeräusches Hunderte von Menschen es hören mußten:

„Heda, ihr Schulzen, seit wann setzen sich denn hier zu Lande ehrliche Bauersleute mit einem Wasenmeister, mit einem Abdecker zu Tische?"

„Ein Abdecker hier? Wo ist er?"

„Dort!"

Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich.

„Wo ist der Wasenmeister? Wo ist der Abdecker? Unter ehrlichen Leuten? Auf der Kirchmeß? Schlagt ihn todt, den Hund! Er darf nicht lebendig vom Hofe kommen!"

Tausende von Fäusten, Hunderte von Stöcken erhoben sich.

Nicht blos der Richter, auch die beiden Advocaten erbleichten. Sie wußten wol warum.

Reinhold Stein lachte laut. Aber er sollte nicht lange lachen. Er wurde plötzlich von hinten angestoßen. Als er sich umwendete, stand ein Bursche von etwa vierzehn Jahren mit einem listigen Gesichte vor ihm. Aber das listige Gesicht sah ihn ängstlich an.

Reinhold Stein erschrak heftig.

„Mathias! Was willst Du hier? Wo kommst Du her?"

„Herr, eilen Sie nach dem Wirthshause da oben im Berge."

„Francisca?! Ist ihr ein Unglück passirt? Sprich, Bursch."

„Der Filippo, Herr!"

„Was ist mit dem Filippo?"

„Er hält sie —"

„Francisca? Und der Narr Claus? Und Du?"

„Was konnten wir machen? Ein vornehmer Herr, derselbe, der hier eben vom Hofe jagte —"

„Der hier gewesen war?"

„Er begegnete mir."

„Mord und Hölle, und da jagt auch der dahin."

Der riesige Wasenmeister war ebenso gewandt wie stark. Gegen tausend Fäuste und hundert Stöcke konnte er allein mit aller seiner Riesenkraft nichts ausrichten. In dem allgemeinen Tumult sprang er rasch hinter das Zelt, machte seine colossale Figur klein und verschwand in der Menge. Nach einer halben Minute kam er auf seinem Pferde, das er jenseits in einem der Ställe stehen gehabt hatte, wieder zum Vorschein. Er sprengte im gestrecktesten Galopp nach der Brücke von Westhofen zu.

Denselben Weg hatte der Graf Lenhausen genommen. Denselben Weg nahm auch in fast rasendem Lauf der Kittelmann Reinhold Stein, gefolgt von dem keuchenden Burschen Mathias. Aber diese beiden waren zu Fuße, und jene beiden zu Pferde.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus,

Der alte Hauptmann Roman in 3 Bänden

Bd.: 1

Leipzig 1859